VII.

Beiträge zur Würdigung der ungarischen Geschichtschreibung.

Von

Alexander Flegler.

I.

Es ist meine Absicht, in den nachfolgenden Blättern die Entwickelung der ungarischen Geschichtschreibung von ihrer eigenen heimischen Grundlage aus in gedrängten Umrissen darzustellen. Wäre dieselbe durch die in lateinischer und deutscher Sprache geschriebenen Werke vollständig vertreten, so dürfte diese Arbeit vielleicht als überflüssig erscheinen; denn jene Werke haben den Weg in alle europäische Länder gefunden, können von Vielen gelesen werden, und sind von den Gelehrten benutzt und verarbeitet worden. Aber ganz abgesehen davon, daß in denselben mancherlei geschichtlicher Stoff enthalten ist, der ohne einige Kenntniß der ungarischen Sprache nicht völlig verstanden werden kann: so sind außer ihnen eine ganze Reihe von Chroniken, Denkwürdigkeiten und andern geschichtlichen Aufzeichnungen ausschließlich in der Nationalsprache geschrieben, die bei der geringen Kenntniß des Auslandes von ungarischer Sprache und Literatur kaum dem Namen nach bekannt geworden sind. Nun hat sich aber gerade in diesen, wie das in der Natur der Sache liegt, der ungarische Volksgeist am deutlichsten und schärfsten ausgeprägt. Es wird daher meine Aufgabe sein, sie mit jenen in fremden Sprachen verfaßten Werken in Verbindung zu bringen, die Wechselwirkung zwischen beiden nachzuweisen, und so den gemeinsamen Fortgang zu

verfolgen. Leider ist auf vielen unserer deutschen Bibliotheken die historische Literatur über Ungarn höchst sparsam vertreten: die in ungarischer Sprache geschriebenen Bücher fehlen beinahe gänzlich, und die Kürze der Zeit gestattete mir nicht das Fehlende aus weiter Ferne herbeizuschaffen. Ich war daher in der Auswahl meiner Hilfsmittel ziemlich beschränkt, und so darf ich billigermaßen voraussetzen, daß man von mir zunächst Anregung und nicht wissenschaftliche Erschöpfung des Gegenstandes, klare Darstellung des allgemeinen Zusammenhanges, aber keine gelehrte und kritische Ausführungen erwarte.

Die geschichtliche Literatur eines jeden Volkes setzt eine stufenmäßig fortschreitende Reihenfolge von geistigen Vorgängen in demselben voraus, ohne deren selbstthätiges Durchlaufen sie nicht gedenkbar ist. Der Fähigkeit zur geschichtlichen Erkenntniß und Beurtheilung menschlicher Thatsachen geht während einer langen Zeit überall die Volkssage vorher, und diese selbst greift in jenen vorgeschichtlichen Zeitraum zurück, in welchem das ungetheilte, gleichzeitige Zusammenwirken aller geistigen Anlagen weder Absonderung der Gegenstände, noch abgezogene Behandlung der Begriffe zuläßt. Denn dann steht der Mensch mit der Gesammtheit seiner Kräfte wie seines gesellschaftlichen Lebens der Gesammtheit der Naturkräfte gegenüber, bald übermächtig von ihnen beherrscht, bald sie geistig in sich aufnehmend und gestaltend. In dieser Periode des ersten Ausgleichs zwischen beiden ist das Individuum ohne besondere Geltung; selbst seine hervorragende Thätigkeit, wenn sie überhaupt möglich ist, wird sofort zum Gemeingute der Gesellschaft, und der unbedingte, unveräußerliche Trieb dieser letzteren bestimmt die Thätigkeit der einzelnen. Erfahrungen, Ansichten, Urtheile, sprachliche Ausdrücke, geistige Erregungen wie sittliche Vorzüge und Fehler gehören der Gesammtheit an; die Gruppen der Gesellschaft: Geschlechter und Stämme bilden eben so viele Individuen, in welchen die einzelnen Persönlichkeiten nur den Ton und die Färbung des größeren Ganzen bestimmen helfen. Der Kampf mit den Fügungen eines dunkelen und unerforschlichen Schicksales, die unverwischbaren Eindrücke der Vergangen-

heit, wie der neugierig vorahnende Blick in eine räthselhafte Zukunft beherrschen den Menschen vollständig: das Gottesbewußtsein durchdringt alle ausgetauschte Lebensäußerungen, Erfahrungen und Mittheilungen, und bestimmt ihren Inhalt. Die geschichtlichen Ueberlieferungen, welche ohnehin nur von mündlicher Art sein können, haben demnach in dieser Zeit einen durchaus religiösen Charakter, oder liegen wenigstens unter religiösen Auffassungen verborgen. Erst langsam und allmählich vollzieht sich die Scheidung dieser tief in einander verschlungenen Elemente. Göttliches Verhängniß und menschliche Freiheit, höhere Eingebung und Wirklichkeit, innere Triebfedern und äußere Ausführung, die Begränzungen von Zeit und Oertlichkeit treten nach und nach in deutlich erkennbarer Absonderung hervor, und sobald endlich die menschlichen Thatsachen klare Umrisse gewonnen haben, tritt die geschichtliche Sage in ihre Rechte ein.

Diese ganze Umwandlung erfolgt indessen, je nach der Verschiedenheit der Völker und ihrer Schicksale, in sehr verschiedener Weise. Wenn bei den einen die Idee des Göttlichen von einem einfachen Grundgefühle ausgehend zu mannigfaltigen Personificationen fortschreitet und diese in bestimmten Formen ausprägt, so gelangt sie bei anderen nicht über eine unbestimmte und unfaßbare Allgemeinheit hinaus, aus welcher nur vereinzelte und leicht sich verflüchtigende Gestalten ohne inneren Zusammenhang emporschießen. Es liegen aber zwischen diesen beiden äußersten Grenzen eine ganze Reihe von Mittelgliedern von mannigfaltiger Färbung und Entwickelung. Wo in einem Volke das Religiöse zu reichhaltiger Entfaltung gelangt war, da mußte es nothwendiger Weise zur Bildung eines abgesonderten Priesterstandes führen, der sich zugleich zum Wächter aller höheren und geistigen Interessen erhob. Diese Richtung ward vorzüglich unter den indogermanischen und semitischen Völkern sichtbar, doch nicht ohne auch hier sehr bezeichnende Verschiedenheiten ins Leben zu rufen. Es überwucherte in dem alten Indien das Priesterthum mit seinen üppigen und kolossalen Göttergestalten alles gesellschaftliche und staatliche Leben vollständig, während auf hellenischem Boden, wie schon die Götter im feinsten Ebenmaße von Schönheit, Kraft und Anmuth unter einander wetteiferten, sich auch zwischen Priesterschaft und Staat ein geistiges Gleichgewicht

herstellte. Dürftiger zeigte sich diese Entwicklung bei den Römern, und unter den Germanen kämpften die oberen Götter fortwährend mit zahlreichen Naturgeistern um die Herrschaft, obschon beide aus einer reichen und großartigen Naturanschauung hervorgingen. Unter den Israeliten aber erhob sich die religiöse Idee von Stufe zu Stufe zu einem die ganze Menschheit umfassenden Gedanken, und Mohammed endlich legte Priesterstab und Kriegsschwert in eine und dieselbe Hand. Diese Mannigfaltigkeit religiöser Thatsachen, wie den Reichthum geistiger Schöpfungen und Individualisirungen vermissen wir bei den Völkern des östlichen und nordöstlichen Asiens. In ihrem religiösen Leben finden sich die Personificationen des Göttlichen in einem verhältnißmäßig äußerst geringen Grade. Die Gottesverehrung bewegt sich vornämlich in dem Kreise sinnlich wahrnehmbarer Erscheinungen, und ist auf die Anbetung der Naturkräfte beschränkt. Ein geschlossenes Priesterthum konnte beinahe nirgends dauernde Form und Gestaltung gewinnen, und wo sich dasselbe zu behaupten vermochte, ist es ohne tiefere Speculation, ohne alle Mystik des Gefühles und der Phantasie zu starrer Eintönigkeit zusammengeschrumpft. Dagegen ist überall der menschliche Gesichtspunkt zum Siege gelangt, und das Göttliche ihm dienstbar geworden. Die Gesammtheit der Gesellschaft hat das Subjektive zurückgedrängt, und das Leben des Stammes bestimmt den Typus des einzelnen. Darum ist die ununterbrochene Thätigkeit der Individuen von geringer Bedeutung, die sorgfältige Pflege der Besonderheiten wenig gekannt. Gleichmäßig ergreifen große geistige Erhebungen die Gesammtheit des Volkes, und gleichmäßig sinkt diese in thatenlose Ruhe zurück. Die Geschichte der östlichen Völker im Ganzen und Großen dürfte dieser Auffassung nur wenig und nur ausnahmsweise widersprechen.

Dieselben Kennzeichen des volksthümlichen Geistes begegnen uns insbesondere auch bei jenen Stämmen, die wir nach räumlicher Ausdehnung und sprachlicher Verwandtschaft als die altaiischen bezeichnen dürfen, und zu denen auch die Ungarn oder Magyaren gehören. Bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten, welches nachweisbar in die Mitte des neunten Jahrhunderts fällt, erscheinen sie bereits in der selbstbewußten Gliederung eines abgesonderten Volksstammes. Ihre Religion ist nüchtern und einfach. Sie besteht kaum

in etwas anderem, als in der Anbetung der großen augenfälligen Grundkräfte der Natur, die zerstreut hie und da in geisterhaften Erscheinungen sich kund geben, und obschon dieser Glaube keineswegs jeder bildlichen und persönlichen Auffassung entbehrte, wie einige anzunehmen geneigt sind, so war diese doch nur in äußerst schwacher Anlage vorhanden. Nirgends greift die Gottheit unmittelbar in das Leben und die Geschicke der Sterblichen ein; das Wunderbare und Uebermenschliche tritt in spärlicher Weise hervor. Einen ausschließlichen Priesterstand gibt es nicht; Zauberer und Wahrsager, deren Wirksamkeit sich in engen Grenzen bewegt, vermitteln zwischen dem menschlichen Schicksale und der Gottheit. An die Stelle dieser letzteren oder zum mindesten auf das engste mit ihr verwoben ist die heilig gehaltene Vorzeit getreten, die sich in den vorleuchtenden Thaten kraftvoller Männer von ungewöhnlicher Begabung zurückspiegelt. Aber auch so noch werden diese nicht den menschlichen Kreisen entrückt: sie sind die Häupter des Stammes, und wie sie aus diesem entsprossen sind, so bleiben sie als unveräußerliches Eigenthum mit demselben verbunden. Die Erinnerungen einer großen Vergangenheit folgen dem wandernden Volke über Berg und Thal, über mächtige Ströme; sie begleiten es durch die weite Steppe, kehren mit ihm in die früheren Wohnsitze zurück, und begeistern es in den sturmvollen Tagen äußerer Noth und Gefahr. Schon die ältesten Sagen der Ungarn drehen sich um die Geschicke ihres Volkes; der Zusammenhalt des Stammes, die Bewahrung eines freien und selbständigen Daseins bilden den Inhalt ihrer frühesten Lieder.

An der Spitze der uns erhaltenen Ueberlieferungen steht vor allem der hunnische Sagenkreis. Ob nun daraus die unmittelbare Herkunft der Ungarn von den Hunnen des Attila gefolgert werden könne, oder ob sie einem der von Attila unterworfenen Volksstämme angehörten; ob sie, wenn beides nicht der Fall war, auf ihren Wanderungen die Sage von einer der hunnischen Völkerschaften überkommen und aufbewahrt, oder ob sie nach der Eroberung ihres neuen Vaterlandes dieselbe bei den Szeklern, als den zurückgebliebenen wirklichen Nachkommen der alten Hunnen, vorgefunden und auf sich selber übergetragen haben — dies alles sind Fragen, welche die Forscher viel beschäftigt haben, ohne bis jetzt ihrer Lösung

näher gerückt zu sein. Auch dürften sie kaum je mit wissenschaftlicher Genauigkeit erledigt werden. Paul Hunfalvy, der mit nüchternem Sinne und philologischem Geschicke den Weg der Sprachvergleichung eingeschlagen hat, den einzigen, der in dunkeln Zeiträumen, wo alle urkundliche Belege uns im Stiche lassen, eine sichere Grundlage bildet, hat die enge Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit den Mundarten mehrerer gegenwärtig zwischen Ural und Altai wohnenden Völkerschaften dargethan [1]). Diese Verwandtschaft ist in der That eine weit innigere, als diejenige mit der Sprache der Finnen im skandinavischen Norden, die man bis jetzt als die der ungarischen zunächst stehende zu betrachten gewohnt war. Demgemäß bilden die Ungarn gemeinschaftlich mit den Wogulen, Ostjaken und Mordwinen die ugrische Völkergruppe. Paul Hunfalvy hat nun aus den Sprachen dieser Völkerschaften das ursprünglich nahe Beisammenwohnen derselben nachgewiesen, und ebenso die Berührung der Magyaren mit anderen nicht dem ugrischen Völkerverbande angehörenden Stämmen, und zuletzt ihre allmälige Entfernung aus den früheren Wohnsitzen in höchst interessanten Einzelheiten vor Augen gelegt. Der nämliche Sprachforscher hat sich indessen zugleich mit Entschiedenheit dahin ausgesprochen, daß die Verwandtschaft der Ungarn mit den alten Hunnen, beim Abgange aller festen Anhaltspunkte über die Sprache dieser letzteren, mit Sicherheit nicht zu ermitteln sei. Bei alledem kann die Hunnensage nicht zurückgewiesen werden. Ohne Zweifel ist dieselbe auch durch die häufige Berührung mit den Deutschen und durch die Einwirkung altgermanischer Heldensagen auf die ungarischen Sagenkreise ergänzt und fortgebildet, durch literarische Mittheilungen sogar vermehrt worden; gleichwohl bleibt ihr Vorhandensein in dem Munde des Volkes darum nicht weniger gewiß. Von den Liedern der Ungarn, worin sie ihre

1) Ich benutze diese Veranlassung um auf die beiden Aufsätze des genannten Forschers: „Siebenbürgen" (Welckers Staatslexikon. Neue Auflage. XIII S. 349 ff.) und „Ungarn und seine Nebenländer" (Ebendas. XIV S. 215 ff.) aufmerksam zu machen. Sie gehören zu dem besten und gediegensten, was in deutschen Zeitschriften über die geschichtlichen Zustände der ungarischen Länder geschrieben worden ist.

Götter priesen, spricht schon Ekkehard von St. Gallen[2]); von dem Schwerte des Attila, das in den Händen der Ungarn sich befinde, weiß uns Lambert von Hersfeld zu berichten[3]); die ältesten ungarischen Zeitbücher setzen überall die Attilasage voraus, und einzelne Bruchstücke derselben haben sich selbst bis auf neuere Zeiten herab in den mündlichen Ueberlieferungen des Volkes erhalten[4]).

Weit enger noch als die Hunnensage war der árpádische Sagenkreis mit der Geschichte und dem ganzen Leben des ungarischen Volkes verknüpft. Er enthält die Erzählungen von dem ersten Eintritte der Ungarn in ihre heutigen Wohnsitze und von der allmäligen Besitznahme des Landes, wie solche zuerst in dem Munde des Volkes gebildet und durch die folgenden Jahrhunderte weiter getragen worden sind. Die Magyaren befanden sich, als sie im neunten Jahrhundert in die europäische Geschichte eingriffen, in völlig nomadischem Zustande. Sie waren zwar kriegerisch vortrefflich organisirt, was der Natur eines wandernden Hirtenvolkes keineswegs widerspricht, im übrigen aber ohne Pflege des Ackerbaus, ohne die Kenntniß aller der feineren Künste, wie sie aus den Bedürfnissen eines seßhaften Lebens von selber hervorgehen. Von schriftlichen Aufzeichnungen konnte daher kaum die Rede sein. Jene Ereignisse, welche sich wegen ihrer Folgewichtigkeit der Einbildungskraft des Volkes tief einprägen mußten, wurden in den Zusammenkünften desselben wiederholt besprochen, je mehr die Zeit sich ausdehnte, durch welche man von ihnen geschieden war, mit steigender Begeisterung festgehalten,

---

2) Postquam vero mero incaluerant, horridissime diis suis omnes vociferabant, clericum vero et fatuum suum idipsum facere coegerant. (Ekkehardi IV. casus S. Galli, bei Pertz, mon. Germ. hist. SS. II 106.

3) Notatum autem est, hunc ipsum gladium fuisse, quo famosissimus quondam rex Hunorum Attila in necem christianorum atque in excidium Galliarum hostiliter debachatus fuerat. Die Mutter des Königs Salomon hatte es dem Herzog von Baiern geschenkt. (Lamberti Hersfeldensis annales, bei Pertz, mon. Germ. hist. SS. V, 185.

4) Toldy Fer., a mag. nemzeti irodalom története, Pesten 1851, I p. 31. An einem andern Orte theilt Toldy einige Verse mit, welche Szirmay noch in dem Munde des Volkes fand: Toldy, a mag. koltészet története, Pest 1854. I p. 28.

von den Sängern in Lieder gebracht, und in dieser Form den kommenden Geschlechtern überliefert. Zwar sind diese Volksgesänge in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren gegangen, und wir besitzen in den späteren Chroniken nur noch den dürren und knapp zusammengedrängten Inhalt derselben; daß aber der historische Lebenstrieb des Volkes in der bezeichneten Weise sich äußerte, das dürfen wir aus den verwandten Liederformen schließen, in denen es bis in spätere, urkundlich aufgehellte Jahrhunderte herab die Zeitereignisse und die leitenden Persönlichkeiten in denselben behandelt hat. Daß bei einem derartigen Aufbau geschichtlicher Thatsachen die Einbildungskraft hie und da das Uebergewicht über die Wirklichkeit erhält, daß man die Ereignisse der nächstliegenden Zeit in den Kreis der Altvordern hinaufrückt, und diese in verjüngtem Gewande um einige Schritte herabsteigen läßt, daß verschiedene Zeiträume mit einander verwechselt und zusammengeworfen werden, und daß man endlich auf einzelne große Persönlichkeiten zusammenhäuft, was örtlich und zeitlich weit auseinanderliegt, — das alles hat an sich nichts auffallendes, und läßt sich aus dem Zusammenwirken derjenigen Seelenkräfte erklären, die bei der Bildung einer Volkssage nothwendig in Bewegung gesetzt sind. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß sich mit der Sage von der Eroberung des ungarischen Landes eine weit ältere Sage von den Urzeiten des Volkes zu einem unauflöslichen Ganzen verwoben hat, daß diese so zusammengeflossene Ueberlieferung, jegliches Götterschmuckes entkleidet, in durchaus menschlicher Form auftritt, sich somit als wirkliche Geschichte giebt und dadurch die historische Kritik herausfordert. Diese hat denn auch nicht auf sich warten lassen: sie hat hier unhaltbares nachgewiesen, dort Widersprüche aufgedeckt. Soweit war sie in der That auch in ihrem Rechte. Es hieß aber doch alles richtige Maß überspringen, wenn man zugleich den gesammten Sagenkreis als willkürliches Lügengewebe bezeichnete und aus den Grenzmarken der Geschichte völlig hinauszuweisen suchte. Der beglaubigten Urkunde und dem bewährten Berichterstatter muß unbedingt jede Angabe der Sage weichen: aber nicht alles, was diese berichtet, ist darum unwahr, weil jene darüber schweigen. Unverkennbar giebt sich aus der ganzen Sage — und wir besitzen sie bloß in ihrer spätesten Umgestaltung — eine gewisse Absichtlichkeit kund: das sichtliche Be=

streben den Rechtszuständen der späteren Zeit durch die Thatsachen der ersten Eroberung und Besitznahme volle Gültigkeit zu verleihen: aber selbst mit dieser ausgesprochenen Tendenz bliebe sie immer noch eine geschichtliche Thatsache. Sie würde uns dann einen scharfen Blick in die ganze Richtung des Volkes thun lassen: und wenn sich weiterhin ergäbe, daß dieses zu jeder Zeit bestrebt war, feste und rechtsgültige Normen für sein Bestehen zu gewinnen, so würde die Sage, wie sie aus der späteren Zeit ihre Erläuterung zöge, auch zur Aufhellung dieser letzteren wesentlich beitragen.

Der Zusammenhang in den Sagen der Vorzeit wurde indessen schon durch die häufigen Wanderzüge, welche die Ungarn vom Ende des neunten bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts durch alle europäische Gegenden hin unternahmen, mehr noch durch das Eindringen des Christenthums unter dem Fürsten Gejza und am meisten durch die tief eingreifende Staatsumwälzung unter Stefan dem Heiligen durchbrochen. Namentlich durch die letztere war sie in ihrem innersten Kerne bedroht. Da alle Einrichtungen Stefans des Heiligen darauf hinausliefen die alte Stammverfassung aus den Fugen zu heben, deren ungebrochener Zusammenhang gerade für die Sage ein Gegenstand der Verherrlichung gewesen war, da er überhaupt dem ganzen gesellschaftlichen Leben neue Grundlagen unterschob, so wurden ihr geradezu die Wurzeln des Lebens abgeschnitten. Gleichwohl behauptete sie sich mit unnachgiebiger Zähigkeit, und vielleicht läßt sich gerade aus dem hartnäckigen Widerstande, welchen sie dem Zuströmen fremder Bildungselemente entgegensetzte, die eigenthümliche Gestaltung derselben nachweisen: zuerst das Zusammenfassen der getrennten Bestandtheile in einen einzigen abgerundeten Guß, die innere Abgeschlossenheit des Ganzen und ein verändertes Colorit, welches nur aus der Einwirkung einer späteren Zeit erklärlich wird. War damit nun auch die Sage der Vorzeit zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht, so wirkte doch die geistige Thätigkeit, aus welcher sie entsprossen war, ununterbrochen fort. Die nationalen Ereignisse wurden nach wie vor in Gesängen, Volksliedern und mündlicher Erzählung von dem Volke behandelt; doch zeigte diese neuere Volkssage, gegen die ältere gehalten, wesentlich verschiedene Merkmale. Zunächst konnte sie unmöglich noch die

Gesammtheit des Volkes ins Auge fassen, das sich nun nicht mehr wie in den Zeiten des Wanderlebens, seitdem es durch Stefan den Heiligen an fest geordnete Wohnsitze gewöhnt war, in durchgreifenden Bewegungen vor Augen stellte. Ein engerer Rath umgab den Herrscher; die gesetzgeberischen Arbeiten, in der königlichen Kanzlei vorbereitet und dort endgültig abgefaßt, entzogen sich den Blicken wie dem Interesse der großen Masse, und wenn schon die großen Volksversammlungen fortdauerten, so griffen sie doch nur mittelbar und nur durch die fühlbarsten Wirkungen in die Stimmung des Volkes ein. Dieses wurde lediglich durch erschütternde, mächtig auftretende Ereignisse, oder durch den überwältigenden Eindruck thatkräftiger Menschen gefesselt; sie allein bilden die Gegenstände seiner Theilnahme. Eben deßwegen stehen diese Sagen in zusammenhangloser Abgerissenheit da. Sie wachsen zwar aus dem gemeinsamen ungarischen Boden empor; aber da dieser dem Volke zur alltäglichen Gewohnheit geworden ist, so begleitet es nur die einzelnen hervorragenden Erscheinungen mit seinen Seelenbewegungen, und die so gebildeten Sagen und Erzählungen haben unter sich selber keine motivirende Verbindung. Da endlich die christliche Anschauung mehr und mehr auf Sitte und Sinnesweise des Volkes einwirkt, so verleiht sie den Sagen häufig einen religiösen Hintergrund, während sie selber durch den Geist des Volkes ein nationales Gepräge empfängt. Auf solche Weise hat sich von dem Tode Stefans des Heiligen hinweg zwei Jahrhunderte hindurch das geschichtliche Bewußtsein des Volkes im wesentlichen nur durch Sage und mündliche Ueberlieferung erhalten und fortgebildet, und es gab während dieses ganzen Zeitraumes, wenn wir etwa den vielbesprochenen, aber noch immer nicht klar ermittelten und endgültig festgestellten „ungenannten Notar des Königs Béla“ und einige legendenartige Darstellungen ausnehmen, keinen einheimischen ungarischen Chronisten. Darin liegt an sich gar nichts anstößiges; denn die Geschichte zeigt anderwärts völlig analoge Entwickelungen. Die Thaten der Germanen müssen Jahrhunderte lang aus den Berichten der Römer zusammengestellt werden; wir wären in äußerster Verlegenheit, wenn wir eine Geschichte der Merowinger ohne die Hilfe der gallo-romanischen Zeitbücher niederschreiben sollten. Gerade beim Untergange des lango-

bardischen Reiches verzeichnete Paulus Diakonus die Schicksale seines Volkes, und eine eigentlich deutsche Geschichtschreibung beginnt doch erst mit der Zeit Karls des Großen.

Die sturmvollen Bewegungen der östlichen Völker zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, die Aufnahme der schwerbedrängten Kumanen auf ungarischem Boden und der unmittelbar folgende Einbruch der Mongolen gaben den geistigen Strömungen des Volkes einen mächtigen Anstoß und weckten unter den eingebornen Ungarn selbst das Bedürfniß und den Antrieb zur Geschichtschreibung. Damals unternahmen ungarische Mönche des Predigerordens die weite und gefahrvolle Wanderung nach den vermeintlich wieder eröffneten Ursitzen der Magyaren, und einer derselben verfaßte einen Reisebericht[5]). Damals schrieb auch der Domherr Roger von Nagyvárad sein Carmen miserabile super destructione regni Hungariae temporibus Bélae IV per Tartaros facta[6]), der charakteristische Geschichtschreiber seines Volkes aber wurde Simon von Kéza. Nur aus den Zeitereignissen selber und ihren eindringlichen Wirkungen läßt sich die seltsame Anlage seines Buches erklären. Mit voller Kraft stürmt er noch einmal in das alte Skythenland zurück, beschreibt weitläufig, Sage und Geschichte mischend, die Thaten der Hunnen, Blüthe und Zerfall des attilanischen Reiches. Beinahe nur im Vorübergehen und höchst summarisch behandelt er hierauf die árpádische Periode, die er ohnehin nur als einen naturgemäßen Ausfluß der hunnischen betrachtet, ganz im Gegensatze zu dem ungenannten Notar des Königs Béla, der seine ganze Anschauung von der ungarischen Vorzeit gerade in diesen Zeitraum zusammengedrängt hat. Ausführlicher wird er wieder bei Besprechung der europäischen Wanderzüge, vorzüglich derjenigen, welche die Niederlage der Ungarn auf deutschem Boden herbeiführten; kurz nur berührt er Stefan den

---

5) De facto Ungariae magnae a fr. Ricardo ord. ff. predicat. invento tempore domini Gregorii IX., bei St. L. Endlicher rer. hung. monumenta arpadiana 1849 p. 248 u. w.

6) Schon von Turóczi in seine Chronik aufgenommen und seitdem in den Sammelwerken von Bongars und Schwandtner abgedruckt. Man findet es auch bei Endlicher r. h. mon. arp. p. 255 u. w.

Heiligen, geht aber alsbald einläßlicher in die Ereignisse ein, die unmittelbar auf den Tod dieses Königs folgen, und führt dieselben in ziemlich gleichmäßigem Umfange bis auf Ladislaus I herab. Darauf abermals lakonische Kürze, die er nur unterbricht um die Begebenheiten unter König Ladislaus IV dem Kumanen, dessen Zeitgenosse er war, in das einzelne zu verfolgen. Simon von Kéza hat zum letzten Male die lebendige Ueberlieferung des Volkes mit starken Farben in das Andenken zurückgerufen und den unmittelbar fortwirkenden Zuständen angepaßt. Zu seiner Zeit war die Neigung zu unruhvoller Bewegung, der Sinn für das wildromantische und abenteuerliche wieder erweckt worden; er behandelt daher alle ähnlich geartete Zeiträume und Begebenheiten mit sichtbarer Vorliebe. Wie man auch in der deutschen Geschichtschreibung zu wiederholten Malen mit Ueberspringung aller Mittelglieder aus der Gegenwart unmittelbar zu Arminius und den Eichenwäldern Germaniens zurückgriff, so stellte Simon von Kéza die Urzeit des Volkes und ihre Heldensage seinen Zeitgenossen als Spiegel und maßgebendes Ziel vor Augen. Uebrigens hatte er, wie Toldy behauptet, einzelne Codices aus älterer Zeit vor sich, die er seinen Darstellungen zu Grunde legte, und aus denen auch die fast gleichzeitige, aber noch ungedruckte sogenannte Bilderchronik ihren Stoff zusammengestellt hat. Daß indeß auch deutsche Sagen auf den ungarischen Geschichtschreiber eingewirkt haben, ist unverkennbar, sowie sich denn zwischen den Gefühlen und Anschauungen des ungarischen Adels und der deutschen Ritterschaft eine gewisse Uebereinstimmung gebildet hatte. Darauf weist namentlich der Umstand hin, daß Simon von Kézas Buch noch während des Mittelalters in das Deutsche übersetzt und zugleich in einer lateinischen Reimchronik nachgebildet wurde [7]).

---

7) Simon von Kézas: Gesta Hungarorum veröffentlichte zum erstenmale im Jahre 1782 Alexander Horányi nach einer Wiener Handschrift; eine zweite Ausgabe besorgte Podhradczky, einen neuen Abdruck Endlicher. Man findet diese Ausgaben bei Potthast genau verzeichnet. Die von dem Ritter Heinrich von Muglen im Jahre 1360 verfaßte deutsche Uebertragung (M. G. Kovachich, Sammlung kleiner noch ungedruckter Stücke, Ofen 1805 t. I) ist mir bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen. Die lateinische Reimchronik führt

Das Erlöschen des árpádischen Herrschergeschlechtes, welches mit König Andreas III in ruhmvoller Weise abschloß, führte nach kurzen Erschütterungen im Innern das Haus Anjou auf den Thron. Mit ihm trat Ungarn in einen Zeitraum bedeutender Machtentfaltung nach außen und starker Organisation im Inneren ein. Das Königthum erhielt eine klare und bestimmte Stellung, während zugleich die Rechte der einzelnen Stände deutlicher begrenzt, Adel und Kriegswesen enger an die königliche Gewalt gebunden, in der Verwaltung und im Finanzwesen die nüchternen Lehren der Erfahrung zur Geltung gebracht wurden. Auch auf die Geschichtschreibung wirkte diese Umwandlung förderlich zurück. Nicht bloß daß die Chroniken zahlreicher werden — die meisten derselben fassen auch die Gegenwart scharf ins Auge, und manche beschäftigen sich ausschließlich nur mit ihr. Als den bedeutsamsten Vertreter dieser veränderten Richtung dürfen wir unstreitig den Dechanten Johannes von Küküllö, Geheimschreiber Ludwigs des Großen, betrachten, der nach dem Tode seines königlichen Herrn in seinem „Chronicon de Ludovico rege" die Thaten desselben verzeichnet hat. Den zahlreichen urkundlichen Belegen gegenüber, die wir aus dieser Zeit besitzen — in dem Codex von Fejér bilden die Urkunden aus der Regierung Ludwigs des Großen die umfangreichste Abtheilung in fünf starken Bänden — erscheint die Darstellung unseres Chronisten auf den ersten Blick allerdings sehr dürftig. Zu seiner Entschuldigung dient aber, daß er nur den äußeren Verlauf der Begebenheiten im Auge hatte, und diese in überschaubarer Kürze wiedergeben wollte. Dieses ist ihm vortrefflich gelungen, obschon sein Stil manches zu wünschen läßt. Die Thatsachen sind sicher und genau, die Zeitangaben durchweg zuverlässig. Der verhältnißmäßige Umfang, den er den einzelnen Begebenheiten zuwies, überzeugt uns, daß er des Zeitraums kundig war und das Ganze überblickte. Trotz seiner spärlich ausgestatteten Erzählung berührt er, wenn auch noch so leicht, die Ursachen der Begebenheiten; Umstände und Beziehungen, die er andeutet, werden durch anderweitige ausführliche und authentische Nachrichten

---

den Titel: Fragmentum chronici Hungarorum rithmici tempore Ludovici I regis Hung. conscripti. (I. Ch. Engel, monumenta ungrica p. 1—54.)

bestätigt. So ist es ihm gelungen, von der umfassenden und folgewichtigen Thätigkeit des von ihm persönlich gekannten und hochverehrten Königs ein einfaches und anspruchloses Gemälde zu entwerfen. Obschon keiner der nachfolgenden Chronisten ihm an klarer und ruhiger Auffassung der Zeitereignisse gleich kam, so war doch durch ihn der historische Sinn der Nation auf eine höhere Stufe gehoben, und konnte selbst durch die nachfolgende Ungunst der Zeiten nicht mehr rückgängig gemacht werden [8]).

Im Inneren angefacht und von außen geschürt, brachen sturmvolle Ereignisse über Ungarn herein, mit nachhaltigerer Heftigkeit als je zuvor. Es folgten zunächst die blutigen Scenen, in denen das Geschlecht der Anjou schauerlich zu Ende ging. Daran schloß sich die lange und unstet schwankende Regierung König Sigismunds, eines Fürsten, der in Ungarn wie anderwärts die Aufgabe zu haben schien, großes anzuregen ohne es durchzuführen, die vorhandenen Gegensätze heftiger und unversöhnlicher zu machen, statt sie dauernd zu beschwichtigen. Ueberdem trat die türkische Macht von Jahr zu Jahr bedrohlicher auf. Die Verwickelungen, welche sie in den inneren Verhältnissen Ungarns veranlaßte, führten die beiden großen Hunyadi, den einen zur Herrschaft, den anderen auf den Thron. Wie diese beiden Männer einer gänzlichen Veränderung der öffentlichen Verhältnisse und der dadurch erzeugten Umstimmung des Volkes ihre Erhebung verdankten, so wirkten ihre großartigen Unternehmungen umgestaltend auch auf beide zurück. Neue Gesichtspunkte werden gewonnen, ungekannte Bedürfnisse in das Leben gerufen; eine allgemeine politische und religiöse Gährung durchzieht das Land. Der Geist des Mittelalters schwindet; dieses ist innerlich überwunden, während seine Formen noch bestehen. Fast am Schlusse dieser Periode verfaßte Johannes Turóczi seine verdienstvolle ungarische Chronik. Er war weder selbständiger Forscher noch hervorragender Kopf, aber ein Mann von schlichtem Verstande, der aus der verwirrenden Vielgestaltigkeit seiner Zeit den Blick noch einmal auf die ungarische Vergangenheit zurückwandte. In der regsamen Zeit des

---

8) Johannes von Küküllö ist von Turóczi vollständig in seine Chronik aufgenommen worden.

Königs Mathias wurden, wie sich aus der Zueignung des Chronisten an den Személynök Drági ergiebt, die Streitfragen über Herkunft und Vorzeit der Ungarn lebhaft verhandelt. Zur Beleuchtung derselben will er den Stoff zusammentragen. Er schreibt daher ohne alle Tendenz und ist bloßer Sammler. Darin aber besteht gerade sein wesentliches Verdienst. Er beginnt seine Darstellung mit den ältesten Zeiten, und führt sie bis zur Eroberung von Szabács durch Mathias Hunyadi herab. Indem er den Inhalt der verschiedenen Chroniken der Reihe nach neben einander stellt, giebt er sie meist wortgetreu wieder, und würzt hie und da den Vortrag mit seinen eigenthümlichen, höchst drastischen Bildern. Für die spätere Zeit hat er wohl auch Urkunden und mündliche Berichte benutzt. Einen ganz besonderen Werth erhält Turóczi dadurch, daß er aus Zeitbüchern und anderweitigen Quellen Nachrichten, die sich sonst nirgends mehr finden, der Nachkommenschaft aufbewahrt hat. Er kann und muß daher auch für die ältere Geschichte Ungarns zu Rathe gezogen werden. Durch die streitenden Ideen seiner Zeit angeregt, und im Vorgefühle eines der Vergangenheit feindlichen Verlaufs der Dinge hielt er es für seine Aufgabe die mittelalterlichen Quellen in einem einzigen Buche zusammenzutragen. So steht er an der Scheidewand zwischen Mittelalter und Neuzeit, nach Inhalt und Einkleidung noch jenem angehörig, mit seinen Aussichten und Erwartungen schon halb der letzteren zugewendet [9]).

9) Toldy führt eine in Venedig veranstaltete Ausgabe als die älteste an mit der Bemerkung, daß dieselbe zwar keine Angabe des Jahres enthalte, aber schon vor 1485 erschienen sein müsse. (Toldy, a mag. nemzeti irodalom története II 49—56). Die vor mir liegende Ausgabe, welche der Stadtbibliothek von Nürnberg angehört, ist die Augsburger von 1488 und mit zahlreichen Holzschnitten versehen. Sie schließt mit Rogers Carmen miserabile und hat dort folgenden Titel: Serenissimorum hungarie regum chronica bene reuisa ac fideli studio emendata finit feliciter Impressa erhardi ratdolt viri solertissimi eximia industria et mira imprimendi arte: qua nuper venetiis nunc Auguste excellet nominatissimus. Impensis siquidem Theobaldi feger conciuis Budensis. Anno salutifere incarnationis millesimo quadringentesimo octogesimo octauo tertio Nonas Iunij. Uebrigens ist der ganze Turóczi auch in der Sammlung von Schwandtner abgedruckt (J. G. Schwandtner, scriptores rerum hungaricarum etc. 1746 I 39—321).

Die vorausgegangenen Jahrhunderte thatenreicher und dokumentirter Geschichte konnten der Entwickelung der Sage nicht günstig sein. Sie zog sich allmälig ganz von dem geschichtlichen Gebiete zurück, oder büßte wenigstens, wo sie sich noch auf demselben versuchte, die frühere Eigenthümlichkeit ein. Der aus der alten heidnischen Zeit überlieferte Stoff schwand aus den Erinnerungen des Volkes, und wich der politischen Einwirkung des Westens, insbesondere den christlichen Ideen, die durch die Zeitereignisse neue Nahrung erhielten. Dazu trugen die blutigen und hartnäckigen Kämpfe wider die türkische Macht wesentlich bei. In diesen vertheidigte Ungarn nicht bloß seine eigene Unabhängigkeit: der große Johannes Hunyadi wollte überhaupt sein Vaterland zum Vorwerke der Christenheit machen, und gegen den Halbmond angriffsweise verfahren. Alle seine Anstrengungen und öffentlichen Handlungen waren ausschließlich diesem Gedanken zugewendet. Denkt man sich dazu noch das innere Parteigewühl, in welchem äußerst markige und leidenschaftliche Naturen einander gegenüberstanden, die ausländischen Einflüsse, die von allen Seiten her auf dasselbe einwirkten, die neuen socialen Bedürfnisse, die sich überall geltend zu machen anfingen, so wird man es erklärlich finden, daß der Zusammenhang der alten Ueberlieferungen vollständig unterbrochen war. Erst in dem Zeitalter der Hunyadi ist Ungarn mit allen seinen Zielen und Bestrebungen rückhaltlos in den Gesichtskreis der europäischen Civilisation eingetreten. Auch jetzt fehlte es nicht an Antrieb und Veranlassung zur Fortbildung der mündlichen Ueberlieferung; aber die Sage konnte nur noch die Wirklichkeit der Thatsachen begleiten, sie erweitern und ausmalen; im übrigen blieb sie denselben untergeordnet, und gelangte nicht mehr zur freien Umbildung des gesammten Stoffes. Noch unverkennbarer tritt an ihr ein anderes Merkmal hervor. Indem sie das außerordentliche und wunderbare preisgiebt, geht sie um so schärfer in die Triebfedern menschlicher Handlungen ein. Mit offenem Visir blickt sie in die geheime Werkstätte der Ereignisse; sie lobpreist und erhebt, aber sie tritt auch mit scharfem Tadel auf, wo selbst authentische Berichte bemäntelnd und verhüllend vorübereilen. Die Stimme des Volkes bildet ein Sittengericht, welches Könige wie hochvermögende Herren zur Rechenschaft zieht. Das fünfzehnte Jahrhundert ist auch

in Ungarn eine Periode des erstarkenden sittlichen Gefühles, das dem Frevel entgegentritt, des denkenden Verstandes, der sich über die letzten Gründe menschlicher Dinge ins klare setzt, der erkannten Wahrheit, die dem nichtigen Scheine zu Leibe geht. Privatleben und häusliche Tugenden wie ihre Gegensätze werden lebhafter als früher in den Bereich herein gezogen, und die Individualität des einzelnen gewinnt höhere Geltung. Indessen trägt diese ganze Richtung durchaus nicht das satyrische Gepräge, welches in der gleichzeitigen französischen, niederländischen und deutschen Literatur hervortritt. Dazu war das Leben aller Volksklassen in Ungarn noch viel zu naturwüchsig; es fehlte an den nöthigen Gegensätzen üppiger Behaglichkeit und halbcivilisirter Armuth, und vor allem an einem auf Reichthum und Weltbildung sich stützenden Bürgerstande, in dessen Ideenkreise eine solche streng negirende Tendenz hätte Wurzel fassen können. Jener sittliche Gegensatz erscheint vielmehr in der Naivetät der unmittelbaren Schilderung und Auffassung, ohne herbe und schneidende Tendenz. Zu den Gestalten, welche der Volksmund in solcher Weise in das Leben rief, gehört besonders Niklaus Toldi. Obschon von adeliger Herkunft verbringt er seine Jugend in verborgener Dunkelheit, und wächst in der niederen Dienstbarkeit eines Bauernknechtes auf; aber bei scheinbar ganz zufälligen Veranlassungen gibt er Beweise seines inwohnenden Selbstgefühles, seiner geistigen und körperlichen Kraft. Er erregt dadurch den Neid der Großen, wie dies im Leben so manchmal dem aus der Dürftigkeit emporringenden Talente begegnet. Er wird verfolgt und in die Wüste getrieben, abermals hervorgezogen und erhoben, und neuerdings gestürzt und fortgestoßen; aber so mannigfaltig und fast unüberwindlich die Schwierigkeiten und Gefahren scheinen, die ihn zu verderben drohen, so unerschöpflich ist Toldis wundersame Kraft: sie läßt ihn alle Heimtücken und verrätherische Anschläge seiner Hasser und Feinde zu Boden werfen, bis er endlich die Palme des Sieges davonträgt. Das Zusammenwirken winziger Ursachen und Triebfedern in den zahlreichen Verwickelungen, welche das unstete Leben Toldis begleiten, der Wechsel von treuherzigen Zügen harmloser Einfalt und wild aufstürmender Thatkraft in seinem ganzen Wesen bilden den reichen Humor der Sage, der hie

und da in derben Muthwillen umschlägt. Von einem Niklaus Toldi wissen übrigens die Jahrbücher der Geschichte nichts; und wenn irgendwo eine verschollene Thatsache den ersten Stoff dazu lieferte, so hat ihn die Sage sicherlich vielfach verändert und umgestaltet [10]). Niklaus Toldi ist der idealisirte Vertreter des Bauernstandes, der den Adel an seine ursprüngliche Ebenbürtigkeit und an unverjährte Rechte erinnert, der diesem sagt, daß er mit ihm in edelherziger Gesinnung und Thatkraft wetteifere. Die Entstehung der Sage läßt sich bis auf die Zeit Ludwigs des Großen zurückverfolgen; unter Mathias Hunyadi lebte sie von neuem auf, und wurde hierauf zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Peter Ilosvai [11]) poetisch behandelt. Sein Buch wurde von allen Ständen gelesen, und bis in das neunzehnte Jahrhundert herab in mehrfachen Abdrücken erneuert. Die Popularität der Sage erhielt sich, und so konnte sie noch in unseren Tagen der Dichter Johannes Arany zum Gegenstande einer seiner lieblichsten und anmuthigsten Dichtungen machen.

Die Regierung Mathias Hunyadis wurde wie für die ungarische Literatur überhaupt, so auch für die ungarische Geschichtschreibung ein ganz entscheidender Wendepunkt. Er glaubte sein Volk trotz bedeutender Anlagen in barbarische Zustände versunken, aus denen es, wie er meinte, nur durch kräftige politische Organisation und neue wissenschaftliche Bildung herausgerissen werden könne. Lassen sich auch die Beziehungen, in welchen Mathias Hunyadi zur Sprache und Literatur der Ungarn stand, nicht völlig mit der Stellung vergleichen, welche Friedrich der Große zur deutschen Bildung

---

10) Ob die Toldisage auf mythischen Ursprung zurückgeleitet werden könne, lasse ich für jetzt dahin gestellt sein. Uebrigens hat Arnold Ipolyi in seinem durch das reichhaltigste Material ausgezeichneten Buche eine gehaltvolle Analyse derselben gegeben (Ipolyi A., magyar mythologia. Pest 1854, p. 173—178).

11) Az hires neves Tholdi Miklósnak jeles cselekedetiröl és bajnokságáról való historia. Jr. s nyomt. 1574. Kolosv. (Jankow.) (Wahrhaftige Historie von den merkwürdigen Thaten und dem Heldenmuthe des weitberühmten Niklaus Toldi.)

seiner Zeit einnahm, so stimmten doch beide große Könige darin überein, daß sie die heimischen Zustände für ungenügend erachteten und durch ausländische Bildungsmittel angeregt und belebt wissen wollten. Die schon durch die Anjou angebahnten Verbindungen und seine Vermählung mit einer neapolitanischen Prinzessin ließen den ungarischen König seinen Blick auf Italien richten. Die damals in diesem Lande herrschend gewordene universelle Richtung, welche mit der weltgeschichtlichen Entwickelung der römischen Curie gleichen Schritt gehalten und die nationalen Elemente in enge Kreise zurückgedrängt hatte, befähigte die Italiäner wie kein anderes Volk die Zustände fremder Völker unter allgemeinen und leitenden Gesichtspunkten zu betrachten. Darin unterstützte sie die classische Bildung, die Eleganz der Form: alles Eigenschaften, welche der Natur des feinsinnigen Königs ganz besonders entsprachen. Er zog daher aus Italien bedeutende Männer und Gelehrte an seinen Hof, in der Absicht, durch sie die humanistischen Studien in Ungarn neu zu beleben und so einen geistigen Umschwung in seinem Volke hervorzurufen. Unter diesen Männern befand sich auch Antonio Bonfini. Er war im Jahre 1441 zu Ascoli im Kirchenstaate geboren, und wirkte zuerst als Lehrer der schönen Wissenschaften zu Recanati in der Mark von Ancona, später als Professor der Beredsamkeit zu Rom. Bereits hatte er sich durch die Uebertragung rhetorischer und geschichtlicher Schriften aus dem griechischen in das lateinische bemerklich gemacht, und eine gedrängte Geschichte von Ascoli verfaßt. Er war indessen, wie Heltai sagt, unvermögend, sogar arm geblieben und suchte nun seinem Schicksale eine günstigere Wendung zu geben, indem er sich Mathias Hunyadi'n näherte, dessen Freigebigkeit gegen die Männer der Wissenschaft auch in Italien bekannt geworden war. Er verfaßte zu dem Ende eine kleine Schrift über die Herkunft der Familie Hunyadi, ließ diese sammt anderen Arbeiten dem Könige und der Königin Beatrix überreichen, und begab sich hierauf im Jahre 1486 persönlich nach Oesterreich, wo Mathias sich damals aufhielt. Die übersandten Schriften erfreuten sich des königlichen Wohlgefallens, und Bonfini hatte späterhin das Glück in Wien zu einem Vortrage vor dem Könige und dem versammelten Hofe zugelassen zu werden. Er erhielt hierauf eine gute

Anstellung als Sekretär und Vorleser der Königin und zugleich den Auftrag, eine Geschichte der alten Hunnen zu verfassen. Bonfini stand damals schon in reiferen Jahren; er hatte zwei erwachsene Töchter, und die Gnade des Königs erstreckte sich auch auf diese, indem er einer jeden tausend Goldgulden zur Ausstattung verabreichen ließ. Der erste Gedanke, die hunnische Geschichte für sich allein zu behandlen, erweiterte sich bald zu dem allgemeinen Plane einer ungarischen Geschichte überhaupt, zu welchem Behufe der König alle Kirchen, Stifter und Klöster Ungarns anwies, dem italiänischen Geschichtschreiber die nöthigen urkundlichen Mittheilungen zu machen. Noch ehe indessen das Werk vollendet war, starb Mathias Hunyadi, und wenn wir von Heltai hören, daß Bonfini in einer noch von dem Könige veranstalteten öffentlichen Versammlung sein ganzes Werk vorgelesen habe, so könnte diese Vorlesung, wenn sie überhaupt je stattfand, der Natur der Sache nach sich doch nur auf einzelne Proben aus dem Werke bezogen haben. Gewiß aber ist, daß der gewandte und gefügige Italiäner sich auch in der Gunst des Königs Wladislaw zu erhalten wußte und von diesem aufgefordert wurde, die ganze ungarische Geschichte mit Einschluß seiner eigenen Regierungszeit zu vollenden. Bonfini gelangte indessen nur bis zum Jahre 1495 und starb 1502, nachdem er vorher noch in den Adelstand erhoben worden war. Die Handschrift des Werkes, mit einer Widmung an König Wladislaw versehen, wurde in der Büchersammlung des letzteren niedergelegt. Da dasselbe nicht zum Drucke gelangen konnte, so wurden die Bischöfe aufgefordert, für ihren Gebrauch Abschriften davon fertigen zu lassen. Dieses geschah indessen auf lässige und unvollständige Weise, so daß nur einzelne Bruchstücke desselben sich in diese oder jene Büchersammlung verloren. Fast ein halbes Jahrhundert nach der Vollendung des Buches kam Martin Brenner von Bistriz, der in Wien lebte, angeregt durch die Schilderungen, die ihm sein Freund Paul Istvánfi von den heldenmüthigen Kämpfen der Ungarn wider die Türken machte, auf den Gedanken, die Erinnerungen an die großen Thaten der Vorzeit in dem Volke auf irgend eine Weise neu zu beleben. Das passendste Mittel hierfür schien ihm die Veröffentlichung des Werkes von Bonfini zu sein. Mittlerweile aber war dessen eigenhändiges Manuskript ver=

schwunden, und Brenner sah sich auf eine von Paul Istvánfi genommene Abschrift beschränkt, die er indessen trotz ihrer Unvollständigkeit — sie enthielt nur die dreißig ersten Bücher — und sammt ihren zahlreichen Schreibfehlern im Jahre 1543 in Basel herausgab. Später gelangte der kaiserliche Geschichtschreiber Johannes Zsámboki von Tirnau in den Besitz des vollständigen Textes und gab ihn gereinigt und verbessert im Jahre 1568 ebenfalls in Basel[12]) heraus. Seitdem wurde Bonfinis Werk ein weitverbreitetes und vielgelesenes Buch, das oft, und selbst im achtzehnten Jahrhunderte, neu aufgelegt wurde. Es ist daher wohl nicht aus dem Wege, auf Geist, Richtung und Anlage desselben einen Blick zu werfen.

Vor allem muß bemerkt werden, daß schon im allgemeinen, am allerwenigsten aber für einen Ausländer, auch noch so große Anlagen vorausgesetzt, die knapp zugemessene Zeit, innerhalb welcher das Werk vollendet wurde, zu durchdringender Bewältigung des reichhaltigen Stoffes der ungarischen Geschichte ausreichen konnte. Bonfini schien dies selber zu fühlen, wenn er es sich auch nicht eingestehen mochte; aber er war ein Mann von Geist, Scharfsinn und Kenntnissen von mancherlei Art; er suchte daher durch diese Eigenschaften zu ersetzen, was ihm an kritischer Prüfung der Urkunden und vor allem an Verständniß der ungarischen Verhältnisse abging. Der geschichtlichen Darstellung geht eine Beschreibung des alten Skythiens voraus, in welcher von Strabo und Ptolemäus hinweg bis auf Jornandes und noch weiter hinab die buntesten Völkernamen in luftigen Reihen an uns vorübertanzen. Vergebens späht

12) Diese letztere Ausgabe führt folgenden Titel: Antonii Bonfinii rerum ungaricarum decades quatuor cum dimidia. Quarum tres priores, ante annos XX, Martini Brenneri Bistriciensis industria editae, iamque diversorum aliquot codicum manuscriptorum collatione multis in locis emendatiores: quarta vero decas, cum quinta dimidia, nunquam antea excusae, Joan. Sambuci Tirnauiensis, Caes. Maiest. historici opera ac studio nunc demum in lucem proferuntur. Basileae, ex officina oporiniana 1568. Das „ante annos XX" muß als bequeme Abrundung genommen werden; denn die Widmung Brenners an den Palatin Franz Révai ist geschrieben: Viennae, Calendis Septembribus, anno Domini millesimo quingentesimo quadragesimo tertio.

man in diesem Dickicht nach einem leitenden Faden; die aufgehäuften Daten lösen sich fortwährend in unfaßbare atomistische Bestandtheile auf. In der Attilasage hatte er Kéza vor Augen, obwohl er Zeitangaben und Zusammenhang nach römischen Quellen ordnete. Nachdem er mit Hilfe dieser letzteren den dünnen Faden des Zusammenhangs fortgeführt hat, geht er zu dem Auszuge der Langobarden nach Italien über, wobei er fortwährend die von Paulus Diaconus überlieferten Thatsachen im Auge behält. In den Avaren, deren Geschichte er hier anzuknüpfen Gelegenheit hat, sieht Bonfini die von ihren Wanderungen heimgekehrten Magyaren, obschon er nicht zu bemerken unterläßt, daß diese nach anderen Berichten Ungarn niemals verlassen hätten. Es war dies ein Irrthum, der sich schon bei Widukind festgesetzt hatte, und von anderen Chronisten des Mittelalters beibehalten wurde. Sobald er in das eigentliche Gebiet der ungarischen Geschichte eingetreten ist, folgt er, was Inhalt und Reihenfolge der Thatsachen anbetrifft, durchweg der Chronik des Johannes Turóczi; aber er erweitert sie in rhetorischer Weise, und malt sie aus. So viel immer thunlich führt er nach dem Vorbilde der Alten die geschichtlichen Personen redend ein, und schildert in Ermangelung anderweitiger und urkundlicher Thatsachen den ganzen Kreis von inneren Motiven und Empfindungen, aus denen ihre Thaten sich entwickelten. Auf diesem Wege ward seine Darstellung ein eitles Schaugepränge mit hohlen Worten, in welchem das erhabene Pathos unmittelbar in das Lächerliche hinüberstreift. Ich begnüge mich dies durch einige Beispiele zu erläutern. So nennt Turóczi in der Geschichte des Krieges, welchen König Salomon mit seinen nächsten Verwandten, den Herzogen Gejza und Ladislaus zu führen hat, einen Anhänger desselben, den Vid oder Veit: Vid Deo detestabilem (Joh. de Thwrocz II. 52. b. Schwandtner I, 121); Bonfini aber bezeichnet ihn als: Vidum dissensionis seminarium, ac diis et hominibus abominabilem (Bonfini, ed. Sambuc. 1568. p. 241). Bald nachher spricht Turóczi von dem nequam Vatha, Bonfini dagegen schilt ihn mit superlativischer Verstärkung: sceleratissimumque Vatham. Selbst falsche Lesarten von Namen nimmt der Italiäner gedankenlos aus Turóczi herüber, und es ergiebt sich, daß er weder die Codices, welche diesem bei seiner Arbeit vorlagen,

noch die verschiedenen gedruckten Ausgaben desselben unter einander verglichen hat, sondern im ganzen nur einer einzigen derselben gefolgt ist. Selbst der einfache, gedrängte, höchst positive Johannes von Küküllö entgeht der alles zersetzenden rhetorisch sentimentalisirenden Ueberschwemmung nicht. Derselbe beschreibt die Reise der Königin-Wittwe Elisabeth nach Italien im Jahre 1343. Sie wird bei ihrer Landung in Apulien von ihrem Sohne Andreas und dessen Gemahlin empfangen; et dominam Elizabeth reginam cum magna sollennitate et gloria receperunt, et ita Neapolim, cunctis gaudentibus, in vigilia S. Jacobi apostoli perduxerunt. (Joann. de Kikullew, c. 4. bei Schwandtner, I, p. 174.) Daraus macht Bonfini folgende rührende Scene: Elisabetha in filii ac nurus amplexus effusa, prae longo ac ingenti desiderio pene defecit: mox eorum osculis levato desiderio subinde respiravit. (Bonfini ed. Sambuc. 1568, p. 354.) Später in Rom angelangt, besuchte Elisabeth die Kirche von St. Peter, und Joh. von Küküllö berichtet: Obtulit denique ad altare beati Petri apostoli, et ad reliquias solennia munera in calicibus et ornamentis insignibus, et florenis, juxta magnificentiam reginalem. Bonfini weiß dieses noch viel genauer: ad magnam Salvatoris aram ab eo ducta, ingens numini donativum obtulit, sacras vestes margaritis excultas, item vasa candelabraque aurea grammataque, ac caetera tale genus; quater insuper mille sestertiûm aiunt addidisse. Solchergestalt steht Bonfini durchweg auf fremden Füßen, und betrachtet dazu noch ein fremdes Land mit fremden Augen. Erst in den Zeiten des Königs Mathias erhält sein Buch unzweifelhaften Werth. Bonfini war wie die meisten Italiäner gewandt in den Verhältnissen des Lebens, ein feiner und scharfer Beobachter der wirklichen Dinge. Seine Stellung an dem königlichen Hofe gewährte ihm einen sicheren Blick in den inneren Gang der Ereignisse, und führte ihm viele Urkunden und Belege zu, die kaum einem anderen so leicht zugänglich werden konnten. Geht der Geschichtschreiber hierbei auch in manche Einzelheiten ein, die eher den Denkwürdigkeiten eines Privatlebens, als der Geschichte eines ganzen Volkes angehören, so bleiben sie doch immer ein schätzbarer Beitrag für die Kenntniß der Zeit. Selbst seine Schmeicheleien hellen das neidische

Geflüster und ränkespinnende Getriebe auf, welches den großen König fortwährend umgab. Seine Geschichte der Regierungszeit Mathias Hunyadis darf daher als brauchbare, sogar als unentbehrliche Quelle betrachtet werden.

Gleichwohl würde dieses letztere Verdienst kaum hinreichen, uns die bedeutende Wirkung des Buches zu erklären, wenn nicht besondere äußere Umstände, und anderweitige Eigenschaften desselben hinzugekommen wären. Die erste Veröffentlichung des Bonfinischen Werkes fiel gerade in eine Zeit, als die öffentliche Aufmerksamkeit aller Staaten und Völker Europas fortwährend von den ungarischen Angelegenheiten in Anspruch genommen wurde. Der Nachschimmer der Regierung Mathias Hunyadis, die tiefe Wandelung der Geschicke nach seinem Tode, der Untergang des heimischen Königthums auf dem Schlachtfelde von Mohács, Suleimans II. Zug gegen Wien, seine beständige Einmischung in die Thronstreitigkeiten zwischen Ferdinand I. und Johann Zápolya — alle diese Ereignisse und Thatsachen, mit der türkischen Uebermacht im Hintergrunde, schienen den westlichen Gegenden noch eine Reihe schreckenvoller Zeiten zu verkündigen. Man fing an eifriger als bisher die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen; man rief sich alle die verheerenden Völkerzüge in das Gedächtniß zurück, welche schon vordem über Ungarn den Weg nach Europa gefunden hatten. Ueberdies standen diesmal an dem Bosporus nicht bloß furchtbare Horden, die durch das fremdartige Gepräge ihres Wesens zurückschreckten, sondern die Feinde des christlichen Glaubens, die man schon seit den Kreuzzügen vergeblich bekämpft hatte. Man sah sich daher nach der Natur des Landes um, das zunächst dem ununterbrochenen Anpralle der Türken ausgesetzt, und nach der Geschichte des Volkes, das ihnen erst nach langer und heldenmüthiger Vertheidigung erlegen war. In diese über ganz Europa verbreitete Spannung griff das Werk von Bonfini rechtzeitig ein, und wie seine Herausgabe durch ein patriotisches Gefühl angeregt worden war, so fand es auch in Ungarn selbst einen empfänglichen Boden, und wirkte auf die dortige Stimmung kräftigend zurück. An diesem Erfolge hatten selbst Form und Darstellung des Buches wesentlichen Antheil. Statt der verschiedenartigen und ungefügen Bestandtheile, aus denen Turóczis Buch zusammen=

gesetzt war, hatte man jetzt eine fortlaufende, in einen einzigen Guß gebrachte Geschichte vor sich, und wenn dies auch zum Theil auf bloßem Schein beruhte, und nur die äußere Einkleidung betraf, so war doch gerade diese für jene Zeit, der es bei weitem weniger auf Kritik der Sachen, als auf unmittelbare und augenblickliche Wirkung ankam, schon an sich von großem Belange. Die oft alterthümliche, oft harte und dunkle Sprache Turóczis schreckte zurück, während das elegante, fließende und klassische Latein Bonfinis sich in Ohr und Sinn des Lesers einschmeichelte. Allerdings wurde bei seiner Art Geschichte zu behandeln alles markige und individuelle der mittelalterlichen Vorzeit geradezu verwischt; aber auch das paßte zu den Neigungen und der ganzen Denkweise der Zeitgenossen, welche in allen Richtungen darauf ausgingen, das alterthümliche und antike in moderne Formen umzugießen. Endlich wußte Bonfini, so weit dieses durch Sprache und Abrundung zu erreichen war, auch die universelle Bedeutung der ungarischen Geschichte hervorzuheben, und dadurch den Interessen und Bestrebungen der europäischen Völker nahe zu legen. Während des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts bis zu dem Anfange des achtzehnten hatte sich die Geschichte des ungarischen Volkes auch außerhalb Ungarns einer weit größeren Popularität zu erfreuen, als jetzt. Bonfinis Werk hat dazu in bedeutendem Grade mitgewirkt; es blieb selbst bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts[13]) ein weitverbreitetes und vielgelesenes Buch.

Außer Bonfini haben noch andere Italiäner, deren Zug damals überhaupt nach den nordischen Ländern ging, das ungarische Land zum Gegenstande ihrer historischen Arbeiten gewählt; aber keines ihrer Werke kam in Verbreitung und Wirksamkeit dem Geschichtbuche Bonfinis gleich, obschon einige derselben diesen an wissenschaftlicher Tiefe bei weitem überragen. So schrieb Marzo Galeotti von Narni, königlicher Oberbibliothekar zu Buda, eine Schrift: de Mathiae Corvini egregie, sapienter et jocose dictis ac factis: eine um so werthvollere Geschichtsquelle, da sie die erste Hälfte der

13) Die letzte Ausgabe ist die von C. A. Bél. Leipzig 1771. T. nennt sie zugleich die beste (Toldy, a mag. nemzeti irodalom története. 1851. II, 51).

Regierungszeit des großen Königs umfaßt, als sein jugendlich frischer Geist sich den nationalen Bestrebungen seines Volkes hingab, und noch nicht in dynastische Zwecke, ausländische Kriegsfahrten und diplomatische Händel verstrickt war. Naldi von Florenz beschrieb die von Mathias angelegte große Bibliothek, und gab späterhin dem Inhalte dieses Buches durch ein aus vier Büchern bestehendes Gedicht sogar ein poetisches Gewand. Ueberhaupt wetteiferten diese Italiäner in der Verherrlichung des ausgezeichneten Fürsten, dessen Sinn für Kunst und Wissenschaft, den er durch großmüthige Freigebigkeit beurkundete, mit seinem ritterlichen Wesen gleichen Schritt hielt. Luigi Carbo von Ferrara schrieb einen: dialogus de laudibus regis Matthiae; die Handschrift liegt indessen noch ungedruckt in den Sammlungen der ungarischen Akademie. Alexander Cortese von Modena besang die Kriegsthaten Mathias Hunyadis vom Jahre 1485 hinweg in ziemlich ordentlichen lateinischen Hexametern. Das weitaus gediegenste Werk über ungarische Geschichte aber verfaßte um diese Zeit ein anderer Italiäner, dessen Wirksamkeit eigentlich dem polnischen Staate angehörte, Filippo Buonaccorsi aus San Geminiano im Toskanischen (1437—1496), späterhin wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit Callimachus experiens zubenannt. Er kam frühzeitig nach Rom, und wurde hier mit Pomponio Leto und anderen einer der Gründer der römischen Akademie, die sich der Gunst des Pabstes Pius II. zu erfreuen hatte. Nach dem Tode dieses letzteren ließ sich Buonaccorsi in die gegen Paul II. gerichteten politischen Bewegungen hineinziehen, und sah sich deßhalb genöthigt Italien zu verlassen. Nach ausgedehnten Wanderungen durch die morgenländischen Gegenden fand er zuletzt eine Zufluchtsstätte in Polen, und trat in die Dienste König Kasimirs IV. Von diesem anfänglich zum Erzieher seines Sohnes bestellt, wurde er späterhin auch im Staatsdienste und mehrfach zu wichtigen Unterhandlungen und Sendungen nach dem Auslande verwendet. Nach dem Tode Kasimirs erhob ihn dessen Sohn und Nachfolger Johann Albrecht zum Präsidenten des Staatsrathes, welche Würde er bis zu seinem in Krakau erfolgten Tode bekleidete. Als er einst in der Stellung eines polnischen Gesandten einen längeren Aufenthalt in Ungarn machte, faßte er den Entschluß, die Geschichte der Regierung jenes

Königs Wladislaw zu schreiben, der nach dem Tode Albrechts von Oesterreich mit der polnischen auch die ungarische Krone vereinigte, und in der blutigen Schlacht von Varna gegen die Türken das Leben verlor. Es ist ein höchst denkwürdiger Zeitraum in der ungarischen Geschichte; denn während desselben gelangte unter heftigen Parteikämpfen Johannes Hunyadi zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Man hat Buonaccorsi'n häufig mit Tacitus verglichen; aber diese Vergleichung, so oft und vielfach und in verfehlter Weise angewendet, trifft auch hier in winzigem Maße zu. Das einzige nur läßt sich sagen, daß Buonaccorsi sein Geschichtwerk mit großer Sachkenntniß, mit politischem Scharfblick und mit genauer Einsicht in die äußeren und inneren Verwickelungen des Landes verfaßt hat. Seine Darstellung ist klar, der Stil musterhaft. Buonaccorsi war ein staatsmännischer Charakter; als solcher weiß er die Willensfestigkeit und Entschiedenheit in menschlichen Handlungen vortrefflich zu würdigen; er hat Sinn für weitzielende Entwickelungen des öffentlichen Lebens, ohne darüber das Maß für beschränkte Verhältnisse und untergeordnete Umstände zu verlieren. Sein Werk, auf zuverlässige Aktenstücke gegründet, hat sich daher in seinem Werthe behauptet, und ist eine für den Zeitabschnitt, welchen es umfaßt, unentbehrliche Quelle geblieben. Es wurde zum ersten Male im Jahre 1519 in Augsburg veröffentlicht[14]), nachher noch mehrere Male gedruckt, und von allen denkenden und gebildeten Lesern stetsfort beachtet. Gleichwohl konnte es, schon wegen der Kürze des Zeitraums, zu keinem unmittelbaren Einflusse auf die Entwickelung der ungarischen Geschichtschreibung gelangen. — Außer Bonfini verfaßte noch Pietro Ranzano von Palermo, Bischof von Luceria und später neapolitanischer Gesandter an dem ungarischen Hofe, eine allgemeine Geschichte von Ungarn, die indessen erst lange nach seinem Tode von Zsámboki herausgegeben wurde[15]). Die Präcision des Ueber-

14) Historia de rege Vladislao IV. Hungariae seu clade Varnensi a. 1444. Libri 3. Cura Sigism. Scheuffleri. Aug. Vindel. ex off. Grim. et M. Vuirsung 1519. Auch Schwandtner hat das Werk in seine Sammlung aufgenommen (J. G. Schwandtner Scr. r. h., I, 433–518).

15) Epitome rerum ungaricarum velut per indices descripta, autore Petro Ranzano, apud Mathiam regem olim triennium legato.

blickes, die sprachliche Darstellung und die verhältnißmäßige Ausführung der einzelnen Theile lassen nichts zu wünschen übrig. Auch fehlt es nicht an gesundem Urtheile und einzelnen Lichtblicken; aber im ganzen gebot Ranzano über ein sehr beschränktes Material, schöpfte aus dürftigen Quellen, und behandelte auch diese unkritisch. Demungeachtet wurde sein Buch neben Bonfini lange gebraucht und gelesen.

Es leuchtet ein, daß die ebenso durch Mathias Hunyadis Thaten wie durch seine persönlichen Aufmunterungen angeregte literarische Thätigkeit die bedeutendsten Veränderungen in dem geistigen Leben seines Volkes hervorrufen, und daß das Beispiel der Italiäner zuletzt auch die eingeborenen Ungarn zur Nachahmung reizen mußte. Diese an sich unausbleibliche Entwickelung ging indessen einen viel langsameren Weg, als der große König sich vorstellen mochte, und hatte eine Reihe von Zwischenstufen zu durchlaufen, bevor die Erfolge vollständig zu Tage traten. Der Boden war hierfür selbst in den höheren Schichten der ungarischen Gesellschaft noch nicht genugsam vorbereitet, und der Versuch die klassische Bildung in dieselben überzutragen, kam viel zu plötzlich, als daß sie schnell in Sitte und Denkweise überzugehen vermocht hätte. Indessen selbst wenn dies gewesen wäre, so konnten die in lateinischer Sprache geschriebenen Werke doch nur das Eigenthum einer durch Geburt oder Bildung oder durch beides zugleich bevorzugten Classe werden, und mußten nothwendig zu einer Spaltung führen, welche die ganze Nation in eingeweihte und uneingeweihte, in wissende und unwissende theilte. Ueberdies zeigte gerade der Umstand, daß die meisten jener unter den Augen Mathias Hunyadis geschaffenen Werke erst beinahe ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode zur Geltung kamen, wie langsam selbst unter den höheren und gebildeten Ständen die Fortschritte sich Bahn brachen. Die große Masse des Volkes endlich blieb davon völlig unberührt. Zwar hatte auch sie den Wechsel der Zeiten in einschneidender Weise empfinden müssen: langgewohnte Ideen und Anschauungen waren aus den Fugen gewichen, die

---

Nunc primum edita, una cum appendice quadam, opera Joannis Sambuci, Tirnaviensis. Viennae Austriae. Anno 1558.

früheren Sagenkreise erloschen. Nur die Art der Mittheilung blieb, und in ihr wirkte die nationale Sitte fort. Die dichterische Behandlung in früherer Form wurde ohne Unterlaß auf Gegenstände und Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart angewendet; wir wissen, daß eine Reihe von Volksliedern das Leben und die Thaten der Hunyadi begleitete, und daß der große Ruf derselben sogar in den Gesängen der benachbarten Volksstämme widerhallte. Seltsam und auffallend ist hierbei, daß während sich bei den Serben, ja sogar bei den kärnthnischen Slovenen einzelne Lieder über Mathias Hunyadi [16]) in der heimischen Sprache dieser Völker erhalten haben, die ungarischen bis auf wenige Bruchstücke völlig verloren gegangen sind. Man kann sich dies nur aus den inneren Kämpfen und Umwälzungen erklären. Wäre nach Mathias Hunyadi eine ruhige Zeit eingetreten, welche die Ergebnisse seiner Regierung festzuhalten vermocht hätte, so würden sich wohl auch die Lieder über ihn in dem Munde des Volkes erhalten haben. So aber folgte schon unter Wladislaw II. die gerade gegen die Institutionen des Königs gerichtete Reaktion, der wilde alles aufwühlende Bauernkrieg, und die ganze Reihe äußerer Kriege und innerer Fehden, wie ich sie früher angedeutet habe. Unter der Wucht dieser Ereignisse verschollen auch jene Lieder. Aus dem Stegreife gedichtet, von anderen aus dem Gedächtnisse aufgefaßt, und von neuem aus dem Stegreife gesungen waren sie von dem lebendigen Interesse der Gegenwart getragen, und verloren ihre Kraft, sobald diese von mächtigeren Eindrücken in Anspruch ge-

---

16) Bei den kärnthnischen Slovenen sind die Erzählungen vom Kral Matjash auf das engste mit der Türkensage verbunden. Eine höchst anmuthige Dichtung ist das Lied von der Vermählung des Krals Matjash mit der Lenzhiza, der Tochter des Sultans. Sie wird während der Abwesenheit Mathias Hunyadis auf ihrem Schlosse von den Türken überfallen und entführt. Mathias eilt verkleidet in das türkische Lager, mischt sich unter die Tanzenden, gibt sich der Lenzhiza zu erkennen, eilt auf seinem Rosse mit ihr davon, und führt sie in die Heimath zurück. Die Anführung der zherna vojska oder schwarzen Schaar und die Alterthümlichkeit der Sprache setzen es dem Berichterstatter zufolge außer allen Zweifel, daß das Lied bald nach dem Tode Mathias Hunyadis gedichtet worden ist. (H. Hermann, Gesch. des Herz. Kärnthen 1843. p. 762 ff.)

nommen wurde. Erst während der Türkenzeit trat bei der fortwährenden Unterbrechung der Verbindungen und der Unstetigkeit der öffentlichen Zustände das Bedürfniß ein sie auch durch Schrift und Druck festzuhalten. Die frühesten Aufzeichnungen stammen aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, und dauern bis gegen das Ende desselben. Bezeichnend für die damalige geistige Gährung ist indessen bei diesen Erzeugnissen die Thatsache, daß sie eben so oft ausländische als einheimische Sagenstoffe behandeln, und daß jene, den verschiedenartigsten Kreisen entnommen, in bunter Mischung durcheinanderlaufen. Damals sang Paul Istvánfi von Walter und Griseldis nach der lateinischen Bearbeitung des Petrarca, sieben Jahre bevor Hans Sachs den gleichen Stoff dramatisch behandelte [17]). Andreas Batizi verfaßte in gleicher dichterischer Form die: „Schöne Geschichte von dem theuren und gottesfürchtigen Helden Gideon (Az drága és istenfélö vitéz Gedeonról szép historia)", ferner die: „Geschichte von der frommen Frau Susanna (Az istenfélö Zsuzsánna aszszonijnak historiája)", und anderes mehr. Erst nach diesem dichtete Peter Ilosvai seinen Niklaus Toldi, dessen ich oben Erwähnung gethan habe, und Albert Görgei die „Geschichte von einem Königssohne mit Namen Argirus und einer feenhaften Jungfrau (historia egy Argírus nevü királyfiról és egy tündér szüzleányról). Am häufigsten wurden indessen immer noch die Gegenstände der vaterländischen Geschichte behandelt, und aus der großen Zahl von Sängern, welche ihre Thätigkeit diesem Gebiete zuwendeten, ist vom geschichtlichen Standpunkte aus jedenfalls Sebastian Tinódi der bedeutendste, da er die Aufgabe eines geschichtlichen Volksdichters am richtigsten aufgefaßt und am treuesten bewahrt hat. Er ist zudem der letzte Vertreter der alten Sangesweise, und es lassen sich an seinen Dichtungen mit ziemlicher Sicherheit die Formen nachweisen, in welchen die geschichtlichen Lieder früherer Jahrhunderte von dem Volke gesungen, und von demselben weiter getragen worden sind.

17) Nach der Vermuthung Toldys wurde nämlich das Gedicht von Istvánfi im Jahre 1539 verfaßt. (Toldy Fer., a magyar költészet kézikönyve. Pest, 1855, I p. 13.)

Sebastian Tinódi gehörte einer Familie an, die sich zu den Nemesch zählte, und von einer in dem Comitate von Székesfehérvár gelegenen volkreichen Puszta den Namen führte, aber in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen war. Er selbst nannte sich gewöhnlich „Lantos Sebestyén deák“ (Deák Sänger Sebastian). Das Wort „deák“ ist schwer zu übersetzen; es bezeichnet einen Lateiner, Studenten, homo literatus und läßt sich am ehesten dem französischen bachelier in seiner allgemeinsten Bedeutung vergleichen. Das ungarische „lantos“ heißt auf deutsch zunächst „der Mensch mit einer Laute“; wir ersehen demnach schon aus dieser Benennung, daß in der ungarischen Volkspoesie sprachliche Erfindung und musikalischer Vortrag ursprünglich Hand in Hand gingen. Von Tinódis Jugend und Erziehung ist nichts bekannt; doch ergiebt sich aus einzelnen Andeutungen in seinen Werken und aus seinen späteren Lebensverhältnissen, daß er wenigstens eine gute Gymnasialbilduug erhalten haben mußte. Zum erstenmale tritt er in der Burg von Sziget aus dem Dunkel seines früheren Lebens hervor, und zwar an dem Hofe Valentin Töröks. Nachdem dieser aber in die Gefangenschaft Suleimans II gerathen, und auch seine Gemahlin gestorben war, ergriff Tinódi den Wanderstab, durchzog mit seiner Laute das ganze Land, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Meist im Kreise der Herren trug er seine geschichtlichen Lieder vor, und suchte und verdiente sich damit sein Brod. Auf diesen seinen Wanderungen treffen wir ihn im Jahre 1543 zu Daruvár unter dem Schutze Emerich Verböczis, des Obergespans von Tolna, ein andermal zu Nagyszombat, und dann wieder in Siebenbürgen, namentlich zu Bonyha oder Küküllö im Hause Wolfgang Bethlens. Endlich ließ er sich im Jahre 1549 zu Kaschau häuslich nieder, wo er, obwohl in beschränkten Verhältnissen und öfters kränkelnd, mit rastlosem Fleiße seine schriftstellerischen Versuche fortsetzte. Im Jahre 1553 reiste er nochmals nach Siebenbürgen, um die von ihm veranstaltete Sammlung seiner Werke zum Drucke zu befördern, und gab im Jahre 1554 zu Kolosvár (Klausenburg) eine Geschichte Siebenbürgens in Versen heraus. Damit verschwinden alle Lebenszeichen von Tinódi. Nur das ist gewiß, daß er Siebenbürgen wieder verließ, in die Dienste des gerade damals zum Nádor erwählten Thomas Nádasdi trat,

und bei diesem sein Leben beendigte. Sein Tod fällt zwischen die Jahre 1556 und 1559 [18]).

Tinódi wählte sich für seine Dichtungen ausschließlich geschichtliche, und zwar meist vaterländische und gleichzeitige oder nahe damit zusammenhangende Stoffe. So besang er unter anderem „den Fall von Ofen und die Gefangenschaft Valentin Töröks", seines einstigen Gönners, der in den sieben Thürmen zu Konstantinopel verschmachtete: er erzählte ferner „Emerich Verböczis Kampf mit dem Kriegsvolke des Kaszon auf dem Felde von Kozár", „den Tod Stefan Losonczis in Temesvár", „den Heldenmuth Johannes Töröks von Enying", und andere Ereignisse aus den Türkenkriegen seiner Zeit. Selbst den Zug Karls V nach Sachsen während des schmalkaldischen Krieges behandelte er, weil auch Ungarn an demselben Antheil nahmen. Die Gedichte, in welchen diese verschiedenartigen Stoffe behandelt worden sind, bestehen gemäß der von Alters her in der ungarischen Sprache gebräuchlichen epischen Form aus Gesätzen von je vier meist zwölfsilbigen Verszeilen, welche alle in gleichklingenden Reimen ausgehen. Die Hebung bewegt sich innerhalb der drei letzten Silben, während der Reim die beiden Endsilben beherrscht, und ohne Ausnahme auf der letzten ruht. Zuweilen wird er durch Alliteration ersetzt. Die Sprache ist hart und ungelenk, der Rhythmus unendlich holpericht. Die unmittelbare Wiederkehr des nämlichen Gleichklangs in demselben Gesätze war auf das Ohr großer Volksmassen berechnet, da man auch die ungarischen Gesänge ohne Zweifel nach Art unserer alten Volksweisen vortrug, wobei jene Endsilben nicht sowohl melodisch ausklangen, als vielmehr durch einen grellen Accent emporgehoben und abgestoßen wurden. Die Eintönigkeit dieses Versmaßes suchte Tinódi dadurch zu mildern, daß er die letzte Verszeile häufig um eine Silbe vermehrte, wodurch in den Schluß der Strophe eine hüpfende und lebendigere Bewegung gebracht wurde. Wer zu diesen Gesängen die Forderungen herzubringen wollte, die wir an jede Dichtung und die Volksdichtung insbesondere zu stellen berechtigt sind: eigenthümliche Auffassung von Natur und Schicksal, Er-

---

18) Alles dies nach Toldys Zusammenstellungen (Toldy, a mag. költézret kézikönyve etc. I p. 65-66).

findung, lebendige Phantasie, und eine dem Wechsel der Situation sich anschmiegende Sprache: — der würde sich in hohem Grade getäuscht sehen. Wenn in der Romanze die Empfindung überwiegt und zum vorherrschenden Ausdrucke gelangt, wenn umgekehrt in der Ballade die Schilderung einer einzelnen Handlung durch das ungewöhnliche in ihr auch das Gefühl des Hörers in eine gehobene Stimmung versetzen soll, wenn selbst größere epische Gedichte sich des wundervollen und der gesteigerten Zustände der Seele bedienen um eine größere Wirkung hervorzubringen, so geht der nüchterne Tinódi nur auf die Darstellung nackter und ungefärbter Thatsachen aus: Versmaß und Melodie sind ihm bloß mechanische Mittel, dieselben eindringlicher zu machen und für seine Zuhörer oder Leser zu nachdrucksamem Verständnisse zu bringen. Hier erst beginnt seine eigentliche Bedeutung und die Kraft seiner Lieder. Wie ein Werkmann die Bausteine stückweise zusammenfügt und mit Mörtel verbindet, den Eindruck seiner Arbeit aber anderen überlassen muß, so schafft auch Tinódi wesentlich nur durch einfache Zusammenfügung der einzelnen Bestandtheile. So bildet sich in seiner Hand, fast ihm selber unbewußt, ein gegliedertes Ganze heraus, welches allmälig nach allen Seiten hin die Thätigkeit unseres Gemüthes in Anspruch nimmt; denn seine dichterische Anlage zeigt Tinódi fast ausschließlich in der Wahl seiner Stoffe, die schon ihrer ganzen Natur nach eine solche schmucklose Behandlung erleichtern, und der Phantasie einen weiten Spielraum übrig lassen. Stets faßt er in den Begebenheiten die ernstesten Wendepunkte ins Auge; ihn fesselt vor allem das tragische, und so erhält auch die ganze Erzählung jene feierliche Würde und Gravität, welche dem ungarischen Landmanne mehr noch als den vornehmen Ständen der Nation bis auf den heutigen Tag eigen geblieben ist. Von seinem Standpunkte aus geht er außerdem in vielfache Züge und Nebenumstände der Begebenheiten ein, die weder eine Urkunde noch ein sonstiges Aktenstück beachten könnte, und selbst die gleichzeitigen Geschichtschreiber oft bei Seite gelassen haben. Alle Dichtungen Tinódis sind Zeugnisse eines warmen vaterländischen Gefühles, eines anspruchlosen und offenen Charakters, der sich unter allen Anfechtungen eines mühevollen Lebens gleich blieb, und so ist er auch von dieser Seite zu einem Vertreter der

ungarischen Nationalität geworden. Tinódi war eine tief poetische Natur: nur daß wir seinen dichterischen Werth, wie Toldy richtig bemerkt, nicht nach der äußeren Ausstattung seiner Gesänge, sondern nach ihrem inneren Aufbau und ihrem sachlichen Inhalte zu beurtheilen haben. Seine poetische Thätigkeit trifft bis zu einem gewissen Grade mit derjenigen des Geschichtschreibers zusammen, insofern auch dieser aus den Elementen untrüglicher Wirklichkeit den Zusammenhang der Geschichte nachzuweisen hat. In Tinódi spiegelt sich die Richtung einer ganzen Zeit mit allen ihren Vorzügen und Mängeln, und er mußte hier um so mehr hervorgehoben werden, da seine Eigenthümlichkeiten auch bei den übrigen zahlreichen Reimchroniken, obschon bei weitem minder ausdrucksvoll, hervortreten. Er ist der letzte Stegreifdichter der alten Schule, der zugleich in die Schriftstellerei der modernen Zeit übergeht und als geschichtliche Quelle betrachtet werden darf [19]).

Ehe indessen diese Art von historischer Poesie völlig verklungen war, hatte die ungarische Geschichtschreibung, und zwar ebenfalls in der heimischen Sprache, die Bahn einer neuen Wirksamkeit zu betreten angefangen. Zu den bereits angeführten allgemeinen Umständen und Ursachen, welche fortwährend zu dieser Richtung hindrängten, kamen im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts auch die mächtigen Hebel der kirchlichen Reform. Seit den Hussitenkriegen war durch die Uebertragung der heiligen Schrift in das ungarische der Boden hierfür vorbereitet, und schon in den ersten Jahren nach dem Auftreten Martin Luthers fingen einzelne ungarische Prediger an im Geiste der evangelischen Lehre wirksam zu sein. Einen sicheren Boden aber gewannen diese Bestrebungen erst, als die neuen Ideen in Siebenbürgen feste Wurzeln gefaßt hatten, und von dort aus Mathias Biró von Déva, von diesem seinem Heimathorte gewöhnlich Dévai genannt, die neuen Ansichten mit energischer Thätigkeit im

---

19) Eine vollständige Sammlung der Werke Tinódis scheint es nicht zu geben. Ein Theil seiner gereimten Chroniken wurde in einer von ihm selber im Jahre 1554 zu Kolosvár veranstalteten Ausgabe veröffentlicht, andere Stücke finden sich in einer Sammlung, welche Heltai im Jahre 1574 drucken ließ. (Toldy, a mag. költ. kézikönyve, I 66.)

Inneren Ungarns verbreitete. Dieselben Folgen wie anderwärts hatte die Kirchenverbesserung auch hier. Weil sie aus einer unverständlichen und allzu oft mißbrauchten Mystik heraus den Weg zu dem Erkenntnißvermögen des Verstandes suchte, die Bedürfnisse des Gemüthes zum Bewußtsein zu bringen, und durch dies alles eine feste und innerliche Ueberzeugung hervorzubringen bemüht war, so mußte sie sich vor allen Dingen der Muttersprache bedienen, um in der Masse des Volkes Verständniß und Anklang zu finden. Eine geistige Richtung wie diese konnte nicht einseitig bloß bei religiösen Gegenständen stehen bleiben; sie mußte die Seelenkräfte des Menschen nothwendig auf alle Angelegenheiten des Lebens richten, Familie und gewerbliche Thätigkeit berühren, alle gesellschaftliche Verhältnisse umgestalten, und vor allem Unterricht und Schule in raschere Thätigkeit bringen. Die Reformation hat daher überall das nationale Bewußtsein geweckt und dasselbe, wenn auch zuweilen mit allzu großer Befangenheit und in beschränktem örtlichem Sinne, bis in die niedersten Kreise des Volkes hineingetragen. Dieselben Ergebnisse beförderte sie auch in Ungarn, und vielleicht weit eindringlicher und wirksamer als irgend anderswo. Blieben dort auch die confessionellen Bewegungen fortwährend von den leitenden und allgemeinen Ideen des Auslandes abhängig, so zeigten sie dagegen in ihrer Anwendung desto größere Mannigfaltigkeit. Von der äußersten Grenze des Socinianismus bis zu den streng hierarchischen Ansichten der römisch-katholischen Kirche waren und blieben in Ungarn alle Richtungen und Bekenntnisse vertreten. Die politische Spaltung und die Kriege mit den Türken vermehrten das bunte Getriebe. In der allgemeinen Gährung, welche Ungarn damals zu überdauern hatte, waren es vor allem protestantische Schriftsteller, welche daran dachten, den geschichtlichen Stoff in der vaterländischen Sprache zu behandeln. Ihnen erschien es als die nächste Aufgabe die Erinnerungen der Vorzeit in dem Volke zu erwecken, die Ereignisse in ein volksthümliches Gewand zu kleiden, und zugleich zu individualisiren, während die katholischen Schriftsteller sich noch längere Zeit der lateinischen Sprache bedienten, und mehr die allgemeinen Reichsangelegenheiten im Auge behielten.

Die ersten geschichtlichen Aufzeichnungen in ungarischer Sprache

beginnen ohngefähr um das Jahr 1540, und rührten von Zeitgenossen her, welche über Ereignisse ihrer Gegenwart, über Johannes Zápolya, den Gegenkönig Ferdinands I, über die Einnahme Ofens durch Suleiman II und ähnliche Begebenheiten vereinzelte Notizen niederschrieben. Den eigentlichen Wendepunkt für die allgemeine Geschichte von Ungarn bildete indessen ein kleines Werk, welches unter dem Titel: „Chronik von den merkwürdigen Dingen dieser Welt" im Jahre 1559 zu Krakau herauskam. Sein Verfasser war Stefan Székely. Ueber das äußere Leben und die innere Entwickelung dieses Mannes vermochte ich in den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nur weniges aufzufinden: sein Name weist auf siebenbürgische Abstammung hin, und daß er Protestant gewesen, bezeugen nicht minder die geistlichen Lieder, die er schon früher ebenfalls in Krakau veröffentlicht hatte, als die entschiedenen Aeußerungen, mit denen er in seinem Buche, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, die kirchlichen Angelegenheiten bespricht. Einige lassen ihn von Udvarhely, einem in dem Comitate von Somogy gelegenen heutzutage größtentheils reformirten Dorfe herstammen. Andere sagen, daß er zuerst der Kirche von Szikszó, später derjenigen von Göncz — beide Orte liegen in dem Comitate von Abaújvár — vorgestanden habe. Noch andere meinten, daß er mit demjenigen Székely, der unter den heftigsten Vorkämpfern der Reformation genannt wird, eine und dieselbe Person gewesen sei [20]). Sein sehr selten gewordenes Buch ist mir nicht zu Gesicht gekommen, und Toldy hat in dem von ihm veranstalteten Abdrucke nur diejenigen Abschnitte veröffentlicht, welche die ungarische Geschichte behandeln. Ich bedaure diese Beschränkung lebhaft; denn gerade die aus der allgemeinen Geschichte in den Auszug aufgenommenen Stellen verdeutlichen den Standpunkt und die Denkweise des Verfassers viel besser, als seine Erzählung der ungarischen Geschichte. An selbstständige Forschung ist bei Székely nicht zu denken: er hatte sich selber erst den geschichtlichen Stoff aus den vorhandenen lateinischen Werken angeeignet, und suchte denselben in gedrängter und über-

20) Hierüber sehe man bei G. Jeremia Haner scriptores rer. hungaric. et transilvanic. 1777, p. 164—165. D. J. G. Th. Gräße, Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte 1852, III 1, p. 1130.

sichtlicher Darstellung auch anderen mitzutheilen. Für die älteren Zeiten folgte er im wesentlichen der Darstellung des Kéza; die Geschichte der späteren Könige entnahm er aus Turóczi, und von dem Zeitpunkte hinweg, womit dieser schloß, führte er die neuere Geschichte, für welche ohnehin zahlreichere Quellen und Belege vorlagen, bis zum Jahre 1558 herab. Gleichwohl sind die Jahre, die diesem Ziele am nächsten lagen, verhältnißmäßig am dürftigsten behandelt. Gelegentlich erläutert er die Vergangenheit aus den Zuständen und Thatsachen der Gegenwart, und nimmt an verschiedenen Orten, wie namentlich bei der Geschichte der Hunyadi, die noch immer lebendige mündliche Ueberlieferung zu Hülfe. Diesem Gange gemäß gelten die Hunnen als die Vorfahren der Ungarn; nur daß die Dinge, die schon bei Kéza in räthselhaftem Dunkel liegen, durch ihn noch weniger zur Klarheit gebracht sind. Nach dem Tode Attilas kehren die Ungarn oder Hunnen unter ihrem Häuptlinge Csaba nach dem skytischen Lande zurück. Dieser aber behielt, wie Székely treuherzig hinzufügt, „den fetten Boden Pannoniens fortwährend im Gedächtnisse, und ermahnte seine Söhne, daß sie künftighin wieder einmal einen Zug dorthin unternehmen sollten“. Von den Avaren schweigt er gänzlich: er ist dagegen eifrig bemüht darzuthun, daß Karl der Große nicht die Ungarn bekämpft haben könne, da von ihnen nur die Szekler in Siebenbürgen zurückgeblieben seien. Bei dieser Gelegenheit flicht er die ganze Reihe der byzantinischen Kaiser bis auf den letzten Constantinus ein, und scheint hierin der Anordnung in dem Werke Cuspinians: de caesaribus atque imperatoribus gefolgt zu sein. Auf Constantinus wendet er den Traum Nebukadnezars an, welchen Daniel auslegte, kehrt nach dieser Abschweifung noch einmal zu den Hunnen zurück, und erweist aus einer beigefügten Stammtafel die Herkunft der ungarischen Könige von Attila und Noah. So gelangt er zu der Arpádsage, und von dieser zu den Wanderzügen der Ungarn durch die europäischen Länder. Die Regierungszeit eines jeglichen Königs wird nach einem feststehenden, sich regelmäßig wiederholenden Schematismus behandelt. Voran das allgemeine Bild der Zeit: hierauf die Kriegszüge jedes einzelnen Fürsten der Reihe nach aufgezählt. Bei dieser Behandlung geht Székely nur höchst spärlich in die belebenden Motive der Geschichte

ein: die einzelnen Begebenheiten sind in nackter Aeußerlichkeit nebeneinandergestellt. An manchen Orten ist selbst die Chronologie verrückt. Dagegen gelingt es ihm vortrefflich den bei Turóczi auseinandergelegten Stoff in kurze und präcise Sätze zusammenzuziehen, und man dürfte nur selten ein Ereigniß finden, bei welchem die äußerlichen Haltpunkte nicht deutlich wiedergegeben wären. Von dem öffentlichen Leben und der Verfassung Ungarns ist nirgends die Rede; dagegen nehmen die religiösen Angelegenheiten überall sein Interesse in Anspruch, und bei diesen geht er gewöhnlich über das Maß der von ihm in der Darstellung beobachteten Oekonomie hinaus. Sehr bezeichnend und kernig ist namentlich sein Urtheil über die Kirchenversammlung von Kostnitz. „Wiewohl auf diesem Concilium", so schreibt er, „viele Fürsten und Bischöfe waren, so stand doch von denselben nicht einer auf Seiten Christi, sondern alle befanden sich auf Seiten des Teufels. Unter diesen begruben sie Christum völlig mit aller ihrer Macht, und erhoben sich selbst an seine Stelle". Die Hinrichtung Johann Hussens erzählt er in folgender Weise: „Hier auf diesem Concilium entsetzten sie zuerst Johann Hussen seiner Würde, das heißt: sie legten ihm ein Meßgewand an, welches die Bischöfe Stück für Stück wieder von ihm herunterrissen, und schabten ihm hierauf die Tonsur und die vier Finger ab; sodann überlieferten sie ihn in die Hände der Fürsten. Während man ihn zur Feuerstätte hinausführte, sprach er: Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der Du um meinetwillen gestorben bist, erbarme Dich meiner! Auf sein Haupt setzten sie eine aus Papier gefertigte Bischofsmütze, und malten zwei Teufel darauf; er aber rief mittlerweile auf seinem Wege sein „juste judex Jesus Christus". Sie verbrannten aber Johann Hussen an derselbigen Stelle, woselbst der Cardinal Pancratius einen alten Esel begraben hatte". Zuweilen nimmt er auch kleine kritische Anläufe, wie dies geschieht, wo er die verschiedenen Nachrichten über Aladár und Dauzio zusammenstellt, und zugleich die Frage aufwirft, ob jener wirklich die ihm zugeschriebene Herrschaft in Pannonien habe behaupten können? Die ganze Eigenthümlichkeit Székelys stimmt, die metrische Form abgerechnet, mit dem vorhin geschilderten Charakter der Reimchroniken überein. Ohne den leisesten Anhauch von Ueberschwänglichkeit, in der Sprache

unbiegsam und nüchtern bis zur Trockenheit — läßt er gleichwohl die Thatsachen in plastischer Form hervortreten. Die gedrängte Darstellung scheint indessen der allgemeinen Verbreitung des Buches hinderlich gewesen zu sein; wenigstens hört man von späteren Ausgaben desselben nichts mehr [21]). Jedenfalls wurde sein Einfluß durch ein anderes Geschichtswerk bald völlig zurückgedrängt.

Der Verfasser desselben war Kaspar Heltai. Ueber das äußere Leben dieses Mannes besitzen wir zwar etwas genauere Nachrichten als über dasjenige Székelys; doch sind sie noch immer spärlich genug. Er stammte aus Helta, welcher Ort zu dem Gerichtsstuhle des alten Cibinium, des ungarischen Szeben, oder des heutigen Hermannstadt gehörte, und war von deutscher Abkunft. Ueber sein Geburtsjahr findet man nichts aufgezeichnet; wir erfahren bloß, daß er im Jahre 1543 zu Wittenberg seine theologischen Studien abschloß. Nach der Rückkehr in die Heimath verschafften ihm seine Talente in kurzer Zeit einen solchen Ruf, daß er zum Prediger der evangelischen Gemeinde von Kolosvár berufen wurde. In dieser Stadt, woselbst seit der Trennung Siebenbürgens von den übrigen Kronländern das ungarische Leben allmälig festeren Boden zu gewinnen begann, eignete sich Heltai vermuthlich die gründliche Kenntniß der ungarischen Sprache an, welche ihn befähigte, sich derselben bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit vorzugsweise zu bedienen. In seiner Stellung zu Kolosvár befand er sich noch in dem Jahre 1551, wie sich aus einem deutschen Schriftchen ergiebt, das er unter dem Titel: „Trostbüchlein, mit christlicher Unterrichtung, wie sich ein Mensch bereiten soll zu einem seligen Sterben“ um jene Zeit durch den Druck veröffentlichen ließ. Durch seine vielseitige Bildung und mehr noch durch eine höchst erregbare Natur wurde er indessen in alle religiöse und literarische Bewegungen der Zeit hineingezogen.

21) Die älteste Ausgabe Székelys führt im Ungarischen folgenden Titel: Chronica ez világnak jeles dolgairól. Krakóba 1559. Die neue Ausgabe Toldys erschien unter dem Titel: Székely István magyar kronikája. (Kivonva világ-kronikájából) in einer von ihm veranstalteten Sammlung der Geschichtschreiber des sechszehnten Jahrhunderts: Tizenhatodik századbeli magyar történetirók. 1854. I 1—66.

Schon seit der Synode von Erdöd im Jahre 1545 und den darauf folgenden Reichstagsbeschlüssen von 1548 hatte in Ungarn die allmälige Trennung des helvetisch-reformirten Glaubensbekenntnisses von der augsburgisch-evangelischen Kirche ihren Anfang genommen. Trotz der anfänglich höchst feindseligen Behandlung von Seiten der Regierung machte das erstere unter den Ungarn zusehends größere Fortschritte; der Reichstag von 1556 [22]) sah sich bereits genöthigt wenigstens mittelbar die Duldung desselben auszusprechen, und in Siebenbürgen gelangte bald darauf der Grundsatz allgemeiner Religionsfreiheit zur thatsächlichen Geltung [23]). Ohne Zweifel war es die durch alle diese Ereignisse hervorgerufene Gährung der Gemüther, welche auch auf die religiösen Ueberzeugungen Heltais mächtig einwirkte, und ihn im Jahre 1560 veranlaßte, sich der reformirten Glaubensgenossenschaft anzuschließen. Haner scheint in einer etwas unklaren Stelle andeuten zu wollen, als ob dieser Uebertritt erst in Folge einer gewaltsamen und einstimmig beschlossenen Ausstoßung aus seiner früheren Gemeinde erfolgt sei; aber es läßt sich bei dem Charakter, wie ihn Heltai bei verschiedenen Anläßen bewährte, nicht anders vermuthen, als daß diese Entfernung von seinem Predigtamte eben durch die Verschiedenheit religiöser Prinzipien herbeigeführt wurde, und daß er schon früherhin seine Hinneigung zur helvetischen Confession kundgegeben hatte. Der Austritt dürfte demnach wie meistens in solchen Fällen den beiderseitigen Wünschen entsprochen haben. Gewiß ist, daß Heltai fortwährend in Kolosvár blieb, und sehr wahrscheinlich, daß er nunmehr als Prediger der dort gegründeten reformirten Gemeinde thätig war. Aber auch damit waren die religiösen Kämpfe seines Lebens nicht abgeschlossen. Bald nach dieser Zeit fanden die Ansichten Lelio Socinis, der sich

---

22) Man findet die Ergebnisse dieses Reichstages gut erläutert und zusammengestellt bei Szalay László, Magyarország története, IV 305—306.

23) Es geschah dies im Jahre 1557 auf dem Landtage von Kolosvár unter Königin Isabella, nachdem die durch ihre Unduldsamkeit verhaßt gewordene Regierung Ferdinands I durch die allgemeine Erhebung des Landes beseitigt worden war. (J. Chr. v. Engel, Geschichte des ungrischen Reichs, IV 150—152).

persönlich eine Zeit lang in Siebenbürgen aufhielt, Eingang in diesem Lande. Es wurde deßhalb in Gyulafejérvár, dem heutigen Karlsburg, sogar eine Disputation veranstaltet, und Heltai gab die Verhandlungen derselben in lateinischer Sprache heraus. Dies geschah im Jahre 1568. Schon im Jahre 1570 erklärte er bei Gelegenheit der zweiten Auflage seiner Disputation, daß er den Ansichten der Unitarier vollständig beitrete. Ob er auch bei diesen noch ein kirchliches Amt bekleidet habe, ist zweifelhaft, weil wir bestimmt wissen, daß er damals — vielleicht schon früher — die Leitung einer eigenen Druckerei in Kolosvár besorgte. Mit dem Jahre 1575 verschwindet jede Spur seiner Thätigkeit, und die letzten Schicksale seines Lebens liegen völlig im Dunkeln, da man nicht einmal Jahr und Tag seines Todes kennt. Wenn Haner ihn eines leichtfertigen Wankelmuthes bezichtigt, da er zuerst von der katholischen Kirche zur evangelischen Lehre, von dieser wieder zum helvetischen Glaubensbekenntnisse abgefallen, und endlich Unitarier geworden sei, so ist dieser Vorwurf, in solcher Weise begründet, durchaus ungerechtfertigt. In dem Gegensatze gegen die alte Kirche schwankte er, wie sich aus Haners eigener Darstellung ergiebt, nicht einen Augenblick; er schritt vielmehr in der ganzen Stufenfolge seiner Umwandelungen zu den äußersten Consequenzen fort. Diese Art des Wechsels hatte aber bei der heftigen Erschütterung der Ueberzeugungen, welche die Reformation hervorrief, überall nicht bloß einzelne, sondern auch größere Versammlungen, Körperschaften und Synoden, sogar ganze Ländergebiete ergriffen; er dauerte so lange fort, bis die Parteikämpfe sich abgeklärt, und die neuen Religionsbekenntnisse feste Gestaltung gewonnen hatten. So kärglich nun auch diese Nachrichten über Heltais Leben sind, so leuchtet doch so viel aus ihnen hervor, daß wir es hier mit einem merkwürdigen Manne zu thun haben, der nicht bloß durch seine religiöse Entwickelung, sondern auch durch die Vielseitigkeit seiner Bildung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt[24]).

---

24) Ich war bei dieser Darstellung völlig auf die dürftigen Umrisse beschränkt, welche sich in Haner scriptores r. h. et tr. p. 201—205 vorfinden. Toldy hatte seiner Zeit ausführlichere Nachrichten über Heltai für den

Heltais Thätigkeit erstreckte sich außer den kirchlichen Angelegenheiten noch über eine ganze Reihe gemeinnütziger und literarischer Gegenstände. So verfaßte er Denkverse über das, was während der verschiedenen Monate in Beziehung auf Wirthschaft und Gesundheit zu thun sei, in guten lateinischen Distichen. Er veranstaltete ferner eine Sammlung von Fabeln unter dem Titel: „hundert Fabeln, welche Kaspar Heltai aus Aesopus und anderswoher gesammelt, und zugleich mit dem Sinne derselben zusammengestellt hat“ [25]). In welchem Jahre dieses Buch veröffentlicht wurde, ist nicht mehr zu ermitteln, da aus dem einzig noch übrigen und zudem unvollständigen Exemplare, in dessen Besitze sich die ungarische Akademie befindet — habent sua fata libelli — das Titelblatt herausgerissen ist. Wenn es aber, wie Toldy versichert, in Heltais eigener Druckerei zu Kolosvár gedruckt worden ist, so fällt es vermuthlich in die späteren Lebensjahre des Verfassers. Noch im Jahre 1570 beschäftigte sich derselbe mit einer Sammlung geistlicher Lieder, die er unter dem Titel: „Göttliche Lobgesänge, Gebete und Trostlieder“ [26]) erscheinen ließ. Außerdem führt Toldy noch mehrere ohne Namen herausgekommene Schriften an, als deren Verfasser er Heltai betrachtet. Fortwährend aber, und zuletzt fast ausschließlich nahmen ihn seine historischen Arbeiten in Anspruch. Schon im Jahre 1565 veröffentlichte er sein Buch: historia inclyti Matthiae Hunyadis, regis Hungariae augustissimi. Ich habe dasselbe nicht in Händen gehabt; aber aus der von Haner mitgetheilten Analyse ergiebt sich, daß sein Inhalt den entsprechenden Decaden Bonfinis entnommen war. Heltai, welchen die erste Ausgabe des Bonfinischen Werkes von 1543 nicht befriedigt hatte, beschäftigte sich eifrig damit die zerstreuten Handschriften zu sammeln und dadurch die Herstellung eines

---

prosaischen Theil seines Handbuches der ungarischen Sprache und Literatur (a mag. nyelv és irodalom kézikönyve) zugesagt; dieser ist aber bisjetzt nicht erschienen.

25) Szász fabula, melyeket Aesopusból és egyebünnen egybe gyütett és öszveszörzett, a fabuláknak értelmével egyetembe Heltai Gáspár. (Toldy Fer., a mag. költészet kézikonyve, 1855, I 98).

26) Isteni dicséretek, imádságos és vigasztaló énekek

authentischen Textes möglich zu machen. Seine Wirksamkeit griff demnach, wenn schon von einem ganz unabhängigen Standpunkte aus, vollständig in die historischen Bestrebungen Paul Istvánfis, Brenners von Bistritz, und Johannes Zsámbokis von Tirnau ein, deren ich bei anderer Gelegenheit gedacht habe. In der Darstellung der Regierung Mathias Hunyadis folgte er im wesentlichen den Angaben Bonfinis; die Eigenthümlichkeit seiner geistigen Richtung bewährte er nur darin, daß er seiner Abneigung gegen das Papstthum in häufigen Randbemerkungen Luft machte. Bei Fortsetzung seiner Arbeiten erkannte Heltai den Werth der geschichtlichen Gesänge in ungarischer Sprache. Er veranstaltete daher eine Sammlung derselben, die er im Jahre 1574 unter dem folgenden Titel herausgab: „Cancionale, das heißt geschichtliches Liederbuch, worinnen mancherlei schöne Erzählungen gedruckt sind von den ungarischen Königen und anderen schönen Begebenheiten. Ergetzlich zum Lesen und Anhören" [27]). Es sind darin Gesänge von den beiden Temesvári, Tinódi, Valkai, Bánkai, Görcsöni, Fazekas und anderen aufgenommen. Ohne Zweifel hatte Heltai diese geschichtlichen Liederdichter bei den vorbereitenden Arbeiten für sein vaterländisches Geschichtswerk kennen gelernt; denn dieses erschien schon in dem folgenden Jahre 1575 als „Chronik von den Thaten der Ungarn" [28]). Am Schlusse dieses Buches versprach Heltai, sofern Gott es wolle, noch einen zweiten Theil seiner Chronik, der die Ereignisse bis auf die nächste Gegenwart herabführen sollte. Da dieser nie erschienen ist, und überdies von der Veröffentlichung seiner Chronik hinweg jede Spur von Heltai verschwindet, so dürfen wir annehmen, daß ihn bald nachher der Tod überrascht habe. Dieses letzte Werk ist indessen das größte und wichtigste seines Lebens, und zugleich dasjenige, weßwegen allein an diesem Orte von ihm gesprochen werden muß.

Heltai war nicht Forscher im engeren Sinne, er konnte für

27) Cancionále, azaz historiás Énekeskönyv, melyben külembkélembféle szüp löttdolgok vadnak nyomtatva a magyar királyokról és egyéb szép löttdolgokról. Gyönyörüségessek olvasásra és hallgatásra.

28) Chronika az Magyaroknak dolgairól. (Haner etc. p. 202.)

seine Chronik keine neue urkundliche und archivalische Schätze benutzen. Dazu stimmten damals die Lage der Dinge und die Richtung des öffentlichen Geistes in Ungarn durchaus nicht; und selbst wenn Heltai etwas derartiges gewollt hätte, so gewährte ihm doch sein innerlich viel bewegtes Leben, seine nach allen Seiten hin in Anspruch genommene Thätigkeit hierfür nicht die nöthige Ruhe. Sein Buch war im wesentlichen nichts anderes, als eine Bearbeitung des in dem Werke Bonfinis zusammengetragenen Stoffes. Er selber erklärte dieses in anspruchloser und unumwundener Weise, indem er auf das Titelblatt die folgende Stelle setzte: „Kaspar Heltai hat diese Chronik in ungarischer Sprache verfaßt und dieselbe aus dem großen Werke Anton Bonfinis und anderen Geschichtsbüchern mit nicht geringer Mühe (nem kiczin munkával) in Ordnung gebracht". Er konnte und wollte demnach lediglich ein Werk, welches die Geschichte seines Landes in der den meisten unzugänglichen lateinischen Sprache behandelt hatte, durch Uebertragung in das ungarische allen Klassen und Kreisen des Volkes näher bringen. Noch deutlicher hat er sich darüber in der Einleitung zu seiner Chronik ausgesprochen, wo er von dem Verhältnisse Bonfinis zu König Mathias und des letzteren freigebiger Unterstützung wissenschaftlicher Leistungen spricht. „Denn wenn König Mathias", so sagt er dort, „nicht so reichlich gespendet, oder in wächsernem Geschirre mit Kornelreisern gekocht hätte, wie die jetzigen Fürsten und Herren thun — wahrlich! es wäre auch nicht der Fetzen von einer Chronik zu Stande gekommen, und kein Mensch wüßte, wie die Ungarn hereingekommen, und von wannen sie in das Reich gekommen wären, und welches von Anfang an in dem Reiche die Fürsten und Könige gewesen wären, und anderes mehr. Deßwegen sollten alle gutgesinnte Männer ihm Dank wissen; auch dürften diejenigen der Werthschätzung werth sein, welche sich darum bemüht haben und noch immer darauf hinarbeiten, auf daß die Ungarn in ihrer eigenen Sprache die ruhmvollen Thaten ihrer Vorfahren anschauen können; aber nur wenige finden sich, welche zu irgendwelcher Dankesleistung an die armen biederen Leute geneigt wären. Was machen? So war die Welt von Anfang an. Nun, so möge denn auch ein jeder es nach seinem Behagen treiben!" Bei solchen ziemlich unzweideutigen Kundgebun-

gen will Heltai nur von seinem eigenen Standpunkte aus beurtheilt sein, und dies kann um so unbedenklicher geschehen, da selbst ein oberflächlicher Blick sein Verdienst in deutlicher Weise erkennen läßt. Heltais Buch ist nicht eine bloße Uebersetzung und, die Vertheilung des Stoffes abgerechnet, nicht einmal Nachahmnng. Er hat die gezierte Darstellung Bonfinis in die einfache Sprache des Volkes umgewandelt, und niemand würde durch die markige Weise, in welcher Heltai seine Gegenstände behandelt, an den Italiener erinnert werden. Daher das hauptsächlichste Verdienst seiner Chronik, vor allen Dingen zur Erhaltung des geschichtlichen Bewußtseins unter dem Volke kräftig mitgewirkt zu haben.

Heltai beginnt wie Bonfini mit der Beschreibung von Scythien; aber den Schwall hochfliegender Gelehrsamkeit und unfruchtbaren Wissens, den dieser dort entfaltet, hat er mit praktischem Geiste in wenige, einfache und greifbare Thatsachen verdünnt. „Denn mir scheint denn doch", so sagt er wörtlich, „daß diese Dinge für einen schlichten Ungar nicht nöthig seien. Das mögen finnische Studenten im lateinischen Bonfini nachlesen, wenn sie Lust dazu verspüren". Ausführlich bespricht er dagegen die damalige Eintheilung Ungarns in fünfundsiebzig Comitate (vármegyék), wobei er Gelegenheit findet, die Darstellung des italienischen Geschichtschreibers vielfach zu berichtigen. Mit sichtbarer Vorliebe verweilt er sodann längere Zeit bei dem siebenbürgischen Lande, und bildet sich von dort aus den Uebergang zu der Urgeschichte der Magyaren. In dieser folgt er, soweit es die Anordnung des Stoffes betrifft, im wesentlichen der Auffassung Bonfinis, obschon er in der Darstellung selber wie überall die Eigenthümlichkeit seines Wesens behauptet. Wie jener verquickt er die Geschichte der Ungarn in diejenige der Avaren, läßt die ersteren mit Karl dem Großen kämpfen, und bringt dadurch, überdies von der zaubervollen Großartigkeit dieses Fürsten bestochen, die Geschichte seines Landes in eine widerspruchvolle Verwirrung, welche noch in die Epoche des wirklichen Auftretens der Magyaren hineinreicht. Die Thaten des Almos und Arpád, und die Verwickelungen mit Swatopluck tragen sich schon vor den Zeiten Karls des Großen zu, und später brechen die Magyaren, die sich mittlerweile in der Wallachei und den nördlichen Gegenden von Griechenland verschlüpft haben,

mit neuer Macht hervor um sich über die europäischen Gegenden zu ergießen. Erst mit dem Fürsten Gejza, dem Vater Stefans des Heiligen, findet Heltai den geschichtlichen Boden wieder. Weicht er nun auch in der hierauf folgenden Geschichte der Könige nur selten von der zu Grunde gelegten Quelle ab, so hat er doch durch eine lichtvolle Vertheilung des Stoffes seinem Buche den Charakter einer volksthümlichen Chronik zu sichern gewußt. Die Geschichte je eines Königs ist in einen Hauptabschnitt mit entsprechender Angabe des Inhaltes gebracht, welcher wieder in einzelne Kapitel zerfällt. Den einzelnen Absätzen dieser letzteren, welche verschiedene Thatsachen darstellen, gehen Zusammenzüge zur Seite, welche am Rande angebracht und mit scharfer Genauigkeit abgefaßt sind. Diese technische Anordnung ist indessen bei Heltai nicht bloß äußerlich; er hat den inneren Faden der Begebenheiten damit in Einklang gebracht, und weicht gerade darin wie in der Beurtheilung der Thatsachen überhaupt sehr häufig von Bonfini ab. Ich hebe zu dem Ende, um dies durch ein Beispiel deutlich zu machen, namentlich die große Verschiedenheit zwischen beiden in der Schilderung der Regierung des Königs Ladislaus I hervor. Bonfini sagt im Einklange mit Turóczi, daß dieser Fürst unter jubelndem Zurufe von allen Großen des Reiches einstimmig zum Könige erhoben worden sei; Heltai dagegen giebt zu verstehen, daß sich die weltlichen Herren anfänglich zu Salomon hingeneigt hätten, der ein weltlicher und ritterlicher Mann gewesen sei, und sich wenig um das närrische Ceremonienwerk der Geistlichkeit gekümmert habe (. . . ., és keveset gondolna a papoknak pepecselésseknek ajítatosságával), daß aber die Erzbischöfe und Bischöfe die Wahl des Ladislaus durchgesetzt hätten. Er beweist damit die Sicherheit seines geschichtlichen Tastsinnes; denn eine ruhige Prüfung der späteren Thatsachen zeigt in der That, daß ein ansehnlicher Theil der Reichsmagnaten noch längere Zeit auf Salomons Seite stand. Die Frömmigkeit des Königs, welche Bonfini mit verschwenderischer Freigebigkeit von Worten zum Himmel erhebt, kömmt dem ultraprotestantischen Heltai keineswegs gelegen; ja er meint sogar, man habe ihn nur darum gewählt, weil er mit vollen Händen Schenkungen an die Geistlichkeit gemacht: auch habe er, sobald er König gewesen, Klöster gegründet, Kirchen und Kapellen

erbaut, und denselben reichliche Güter zugewendet. „Und zu allen Zeiten“ so setzt er hinzu, „wohnte er regelmäßig allen Hochämtern, Frühmessen und Vespern bei. Und auch nur dieses schien den Bischöfen und ihren Dienern von Nöthen zu sein“. Nach Bonfini war es eine höhere Eingebung, welche den König Ladislaus zu dem Entschlusse führte, die Gebeine des heiligen Stefan aus dem Grabe emporheben zu lassen, und sie zu einem Gegenstande frommer Verehrung zu machen. Nach Heltai war es bloß die Geistlichkeit, welche den König dazu anstachelte, weil sie aus dem Körper des heiligen Stefan eine Reliquie machen wollte. Wie er solchergestalt die Motive in den Handlungen des Königs bedeutend verändert, so hat er die Thatsachen aus der Regierungszeit desselben auch äußerlich anders zusammengestellt. Es ließe sich eine große Zahl solcher Abweichungen darlegen, wenn es sich überhaupt der Mühe verlohnte diese Seite des Heltaischen Buches noch weiter zu verfolgen. Sie begleiten die ganze lange Reihe der Könige, und selbst die Regierung des sonst von Heltai hochverehrten Mathias Hunyadi ist nicht ganz davon verschont geblieben. Das Werk Bonfinis konnte nur bis in die ersten Jahre der Regierung Wladislavs II zur Grundlage dienen; den größeren Theil der Begebenheiten aus der Zeit dieses Königs wie seines Sohnes und Nachfolgers bis zur verhängnißvollen Schlacht von Mohács mußte Heltai aus anderweitigen zeitgenössischen Quellen ergänzen, die ohnehin seinem eigenen Leben näher lagen. Mit fühlbarem innerem Schmerze schildert er die Zerklüftung der öffentlichen Zustände nach dem Tode des Königs Mathias, die Vernichtung der von ihm geschaffenen Werke und Einrichtungen, und vor allem die herzlose Weise, in welcher die großen Herren des Landes, und unter ihnen gerade diejenigen, welche dem großen Hunyadi ihre Erhebung verdankten, die Familie desselben in den Staub zu treten bemüht waren. Der kurze Abschnitt über die Schlacht, in welcher der junge Johannes Hunyadi von Stefan Báthori und Paul Kinizsi auf das Haupt geschlagen wird, hat an dem Rande die bezeichnende Inhaltsanzeige erhalten: „Dank der Herren für des Königs Mathias große Wohlthaten“. Etwas unhöflich fertigt er die Königin Wittwe Beatrix ab. Bekanntlich wollte diese um jeden Preis ihre Vermählung mit dem neuen Könige Wladislav durch-

setzen, und der Erzbischof Peter von Kalocsa gab sich dazu her diesen Plan bei dem Reichstage von Buda mit seinem Ansehen zu unterstützen. „Aber die ganze Versammlung", so heißt es bei Heltai, „sprach gegen diese Heirath; denn man wünschte nicht, daß er diese unfruchtbare Weibsperson zur Gattin nehme, sondern sich mit einem jungen schönen Fräulein vermähle, um durch sie dem Reiche Thronerben zu geben". Mit wenigen aber scharfen Worten zeichnet er den in dem Jahre 1514 veranstalteten Kreuzzug, zu welchem man das Volk unter die Waffen gerufen hatte, den aber die Ungeschicklichkeit des Adels bald in eine gegen ihn selber gerichtete Empörung und in einen blutigen Bauernkrieg umwandelte. „Dieweil nun aber diese sich mit nichten zu einem eigentlichen Kriegszuge wider die Türken verstanden, darum zürnten sie auf die Nemesch, und sprachen: Sie haben so lange Zeit an unserem Schweiße und Blute gesaugt, und nun verkriechen sie sich und wagen nicht für das Vaterland wider die Türken zu streiten. Kommt, ziehen wir auf sie los, auf diese Blutigel! Und so fingen sie an sie zu verfolgen, zusammenzuschlagen, niederzuhauen und zu spießen". Die blutige und grausame Wendung, welche der Aufruhr nahm, mißt Heltai theils dem zweideutigen Benehmen Wladislavs, theils den eigensüchtigen Zwecken Johannes Zápolyas bei. Erst nachdem dieser mit grausamen Mitteln die Empörung gedämpft hatte, kehrte die eiserne Ruhe der Reaktion zurück. „Und so machten die Nemesch das Gemeinvolk (községet) nicht bloß zu Jobbágyen, sondern zu Sklaven". Die Regierung des Königs Wladislav aber schließt er mit folgender Schilderung: „Und der König Wladislav war von gutem, ruhigem Gemüthe. Und die Ungarn verachteten ihn wegen dieser seiner Gelassenheit. Auch war er freigebig. Und als die Magyaren dieses sahen, erbettelten sie alles von ihm. Auch hatten die Herren ihm fast alle Einkünfte entzogen, und er kam deswegen so in Noth, daß man jeden Tag das Fleisch für seine Küche bei den Metzgern von Buda auf Rechnung schreiben lassen mußte. Es schadete ihm sehr, daß er kein Ungarisch verstand. Er mußte alles durch einen Dolmetscher sprechen. Hatte man ihm etwas gesagt, so antwortete er bloß: dobrsa, dobrsa". Die Regierung Ludwigs II, des Sohnes Wladislavs, ist nur kurz und lückenhaft behandelt. Die ganze

Darstellung dreht sich fast ausschließlich um die Schlacht von Mohács, welche den Tod des Königs herbeiführte, und zugleich der äußeren Unabhängigkeit Ungarns ein Ende machte. Mit diesem Ereignisse schließt sein Werk. Bemerkenswerth ist hierbei die ganz entschiedene Abneigung, mit welcher er von Anfang an, und zwar schon unter König Mathias, das Verfahren der Familie Zápolya behandelt. Dem Zeitgenossen Ludwigs II, dem bekannten Johannes Zápolya, schreibt er ein geheimes Einverständniß mit Suleiman II schon vor der Schlacht von Mohács zu, und betrachtet den unglücklichen Ausgang derselben als Folge dieser Verrätherei. Diese Beschuldigung gegen Zápolya hat zwar Szalay, wenigstens für diese frühe Zeit, mit überzeugenden Gründen zurückgewiesen; dennoch sprach Heltai in dieser Behauptung eine weit verbreitete Meinung der Zeitgenossen aus. Um so mehr ist zu bedauern, daß es ihm nicht mehr vergönnt war den in Aussicht gestellten zweiten Theil seiner Chronik zu vollenden. Dieser würde zwar sicherlich eben so wenig als der erste überall unumstößliche Thatsachen enthalten, aber immerhin auf die damalige Stimmung des Volkes, und die gegenseitige Stellung manche interessante Streiflichter geworfen haben.

Hat nun Heltai schon in dem Materiale, obgleich er sich gerade hier auf Bonfini stützen mußte, seine Selbständigkeit zu behaupten gewußt, so erscheint er dagegen als frei und unabhängig in allem, was im engeren Sinne Stil und Darstellung betrifft. Er hat von Anfang an die schwache Seite der rhetorischen Ueberschwänglichkeit in dem Werke des italienischen Geschichtschreibers erkannt, und seine Vorkehrungen dagegen getroffen. Die gedehnten Betrachtungen, welche dieser in seine Darstellung einflicht, die hochgeschraubten Ausdrücke, die in grellen Farben aufgetragenen Schilderungen, die zierlich gedrechselten und ausgemeißelten Redeproben seiner Helden — alles dies hat der ungarische Geschichtschreiber regelmäßig bei Seite liegen lassen, oder wenigstens auf ein verdünntes Maß zurückgeführt. Selbst in der Satzfügung meidet er die Anhäufung der Participien, sowie die Vielgliedrigkeit zusammengesetzter Sätze, und paßt seine Gedanken genau der damaligen Einfachheit der ungarischen Prosa an. Durch diese haushälterische Sparsamkeit in der Anwendung oratorischer Mittel, die er auch in seinen Fabeln trefflich durchge-

führt hat, sicherte er seinem Werke die Eigenthümlichkeit eines Volksbuches, die es auch bis zu dieser Stunde bewahrt hat. Die protestantische Färbung, welche durch sein ganzes Buch hinzieht, hat für uns keinen Werth mehr; aber für Heltais Zeit selber war sie von großer Bedeutung; sie half eingewurzelte Vorurtheile besiegen, und die Thatsachen der Geschichte unter neuen Gesichtspunkten betrachten. Trotz der vollständigen Nüchternheit seines Wesens gestattete er doch zuweilen dem Sagenhaften, selbst dem Romantischen und abenteuerlichen den Zugang, sofern dieses nur nicht gegen seine protestantische Anschauung verstieß. So hat er die Einwanderung der Deutschen unter dem Namen der Sachsen sowohl in die Zips als nach Siebenbürgen in das Zeitalter Karls des Großen hinaufgerückt, obschon sie, wie jetzt nachgewiesen ist, erst dem zwölften Jahrhunderte angehört. Ueber die Herkunft der Hunyadi nahm er des langen und breiten jene seltsame Erzählung auf, welche Johannes Hunyadi'n von Kaiser Sigismund und einem wallachischen Fräulein abstammen läßt; sie gehört aber nunmehr nach Telekis gründlichen Forschungen in das Reich geschichtlicher Fabeln. Demungeachtet bleibt Heltais Chronik ein merkwürdiges Buch, und dies um so mehr, da sie an dem Abende seines Lebens, und nach seinem Charakter zu urtheilen, ohne alle Nebenzwecke, lediglich im Dienste der Wahrheit geschrieben worden ist. In einer furchtbar schweren Zeit, welche sein geliebtes Vaterland in einzelne Bruchstücke zu zerreißen drohte, entwarf er in der Nationalsprache ein lebendiges und ausführliches Gemälde der ungarischen Geschichte, und legte dieselbe seinem Volke an das Herz. Leider bin ich nicht im Besitze der nöthigen bibliographischen Angaben, um nachweisen zu können, ob und in welchem Umfange noch weitere Ausgaben der Heltaischen Chronik veranstaltet worden sind [29]). Daß sie aber ein verbreitetes und gelesenes Buch

29) Die jüngste Ausgabe ist diejenige, welche Toldy unter dem Titel: Heltai Gáspár magyar krónikája veranstaltet hat. Sie bildet einen Theil der schon oben angeführten größeren Sammlung: Tizenhatodik századbeli magyar történetirók. Régi kiadások és kéziratok után szerkeszté Toldy Ferenc. Pest 1854, I 67–618. Obschon nun diese Ausgabe, wie der Titel besagt, nach älteren Ausgaben und Handschriften veranstaltet worden ist, so wird doch von diesen keine Rechenschaft gegeben.

war, scheint aus zwei Umständen hervorzugehen. Zunächst blieb die protestantische Richtung, in der sie geschrieben war, bis an das Ende des Jahrhunderts und noch darüber hinaus fortwährend im Wachsen. Sodann knüpften lateinische Geschichtschreiber wie spätere ungarische Chroniken mehr oder weniger an den Zeitpunkt an, mit welchem Heltai geschlossen hatte. In beiden Fällen läßt sich die Bekanntschaft mit seiner Chronik stillschweigend voraussetzen.

Mittlerweile waren die ungarischen Katholiken in der Pflege historischer Arbeiten keineswegs müßig; nur geschah dies in sehr verschiedener Weise, und mit ganz anderen, zum Theil viel ausreichenderen Hilfsmitteln, als sie den aus dem Volksleben hervorgegangenen protestantischen Schriftstellern zu Gebote standen. Trotz der fortschreitenden Ausdehnung der protestantischen Glaubensgenossenschaften blieben die Staatsgewalten auf das engste und fast ausschließlich mit der katholischen Kirche verbunden, und gerade das gewaltsame Dazwischentreten der türkischen Herrschaft beförderte die enge Verbindung zwischen jener und der durch das habsburgische Haus vertretenen Monarchie, obschon durch den gleichen Umstand auch der Verbreitung der evangelischen Lehre unter den Volksmassen mächtiger Vorschub geleistet wurde. Das unaufhörliche Schwanken der politischen Ereignisse, die neuen Bündnisse und diplomatischen Verbindungen, zu denen sie nöthigten, die zahlreichen oft umgestoßenen und erneuerten Verträge, welche daraus hervorgingen, förderten den Trieb und das Bedürfniß die hierauf bezüglichen Thatsachen durch schriftliche Aufzeichnung nach ihrer ursprünglichen Fassung in dem Gedächtniß aufzubewahren, und weckten durch alles dieses die historische Thätigkeit. Man fühlte zugleich, daß es sich in den heißen Kämpfen, welche nun einmal auf ungarischem Boden entzündet waren, nicht bloß um eine vorübergehende Ueberlegenheit durch rohe Kriegsgewalt, sondern um dauernde und haltbare Siege mit Hilfe leitender Ideen handle. Unter der drängenden Einwirkung aller dieser Triebfedern sehen wir im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts eine ganze Reihe von Geschichtswerken entstehen, welche fast alle den gleichzeitigen Begebenheiten, und etwa höchstens noch den unmittelbar vorausgegangenen Zeiträumen zugewendet sind. Gerade die besten derselben sind von hochstehenden geistlichen und weltlichen Würden-

trägern ausgegangen, die in den Mittelpunkt der öffentlichen Geschäfte und Angelegenheiten gestellt waren, und daher die bequeme Benutzung authentischer Staatsschriften und Urkunden zur Hand hatten. Diese Werke wurden ohne Ausnahme in der lateinischen Sprache verfaßt, und so blieb man auch darin den alten Ueberlieferungen getreu, daß man sich desjenigen Idioms bediente, welches seit den Tagen Stefans des Heiligen die officielle Sprache des Landes geworden war. Es kann nicht meine Absicht sein, die um diese Zeit entstandenen zahlreichen Schriften mühsam bis in das kleinste zu verfolgen; es wird vielmehr zur Aufhellung meines Gegenstandes dienen, wenn ich mich auf einige Schriftsteller beschränke, welche als die vornehmsten Repräsentanten der damals in Ungarn in der angedeuteten Richtung sich entwickelnden Thätigkeit betrachtet werden müssen.

An die Spitze dieser Männer haben wir jedenfalls den Erzbischof Anton Verancsics zu stellen, obschon er kein eigentliches größeres und zusammenhängendes Geschichtswerk verfaßte, und mehr nur mit der Zusammentragung und Anordnung eines umfangreichen historischen Materials beschäftigt war. Seine erste Jugend fällt noch in die Regierungszeit Wladislavs II; er sah das heimische Königthum den Angriffen Suleimans II erliegen, nahm in der Kraft des Mannesalters Antheil an dem langen Zwiespalte zwischen den Zápolya und Ferdinand I und erlebte noch die Zeiten Stefan Báthoris in Siebenbürgen und des Kaisers Maximilians II in Ungarn. Da er während dieses ganzen Zeitraums die wichtigsten Aemter bekleidete, und in den Staatsangelegenheiten vielfach verwendet wurde, so war er in der vortheilhaften Lage sich eine genaue Kenntniß der Begebenheiten zu verschaffen, und vor allem die diplomatischen Fäden zu verfolgen, die sich in großer Mannigfaltigkeit durch dieselben hindurchwinden. Das ihm auf solche Weise zufließende Material übersah und durchdrang er schon in dem Momente des Handelns mit historischem Blicke, worin ihn eine reiche Lebenserfahrung und seine vielseitige Bildung wesentlich unterstützten. Von einer patrizischen Familie abstammend war Anton Verancsics am 29. Mai 1501[30]) zu Sebenico in Dalmatien geboren, welches sich da-

30) Nach den einen würde seine Geburt in das Jahr 1498 fallen

mals noch unter venetianischer Herrschaft befand. Schon in früher Kindheit verließ er das väterliche Haus, und kam sehr bald nach Ungarn; denn nachdem er bei seinem mütterlichen Großvater, dem Michael Statilius in Traw (dem alten Tragurium), einige Jahre verweilt hatte, wurde er nach Veszprém zu dem Bischofe Peter Berizlav entsendet, einem Anverwandten der Familie, der von jetzt an die Erziehung des Knaben übernehmen wollte. Als derselbe aber bald darauf von den Türken getödtet wurde, so nahm ihn ein anderer Oheim, der siebenbürgische Bischof Johannes Statilius, bei sich auf. Unter der Leitung dieses strengen Mannes vollendete Verancsics die für die Hochschule vorbereitenden Studien, und bezog hierauf nach dem Wunsche desselben die Universität von Padua. Aber auch diese schöne Zeit der Muße, die jedem Jünglinge, der zum ersten Male mit freier Bewegung in das Gebiet seiner Wissenschaft eintritt, theuer und unvergeßlich bleiben muß, sollte unterbrochen werden. Die mittlerweile eingetretene Schlacht von Mohács hatte alle Verhältnisse dermaßen erschüttert, daß ihn sein Oheim schleunigst nach Siebenbürgen zurückrief. Bald nach diesem trat er in die Dienste des Königs Johannes Zápolya, und nach dem Tode desselben auch in diejenigen der Königin Wittwe Isabella, und ward von beiden Regierungen zu einer Reihe von Sendungen und Unterhandlungen sowohl innerhalb wie außerhalb des Landes verwendet. Zu wiederholten Malen hatte er sich an den polnischen Hof zu begeben; zweimal reiste er im Interesse seines königlichen Hauses nach Rom, zuerst um mit Clemens VII und später um mit Paul III die Unterhandlungen zu führen. Ebenso übernahm er eine Botschaft an König Franz von Frankreich, eine andere an Heinrich VIII von England; mehrere Male befand er sich bei König Ferdinand I zu Wien und Prag. Eine so vielfache diplomatische Thätigkeit machte ihn mit allen öffentlichen Angelegenheiten Ungarns auf das innigste vertraut, und verschaffte ihm zugleich eine genaue Kenntniß der äußeren

(Engel, Gesch. d. ung. Reiches, IV 220), nach den anderen in das Jahr 1504 (M. G. Kovachich, scriptores rer. hung. minores 1798, Budae I 194). Ich selber bin der Angabe Lad. v. Szalays in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Werke Verancsicsens gefolgt.

und inneren Lage der meisten europäischen Staaten. Die verworrenen Verhältnisse Siebenbürgens und die wankende Macht Isabellens bestimmten ihn endlich in die Dienste Ferdinands zu treten. Anfänglich mit kleinen geistlichen Würden ausgestattet, wurde er nach Verfluß weniger Jahre zum Bischofe von Pécs (Fünfkirchen) erhoben, woselbst er von 1553 bis 1557 verweilte. In dem letztgenannten Jahre verdankte er der ununterbrochen fortdauernden Huld des Königs die Versetzung auf das Bisthum Erlau (Eger). Seit dem ersten Eintritte in die Dienste des habsburgischen Königs wurde Verancsics'ens Thätigkeit neben seinem geistlichen Berufe auch für die öffentlichen Angelegenheiten, ganz besonders aber für die Verhandlungen mit der Pforte in Anspruch genommen. Schon vor seiner Ernennung zum Bischofe von Pécs hatte er mit Ali Pascha, dem türkischen Statthalter von Ofen, eine persönliche Unterhandlung zu führen; als Bischof von Pécs unternahm er in Verbindung mit Franz Zay seine erste, als Bischof von Erlau mit Christof Teuffenbach seine zweite gesandtschaftliche Reise nach Konstantinopel. Seine vierzigjährige diplomatische Thätigkeit belohnte endlich König Maximilian am 17. Oktober 1569 mit der Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Esztergom. Er hatte diese höchste geistliche Würde des Königreiches noch nicht vier Jahre bekleidet, als ihn auf einer Reise der Tod am 15. Juni 1573 zu Eperjes ereilte.

Das große Verdienst, welches sich dieser Mann um die Förderung der historischen Thätigkeit in Ungarn erworben hat, besteht vor allem in der Art und Weise, wie er seine Sammlungen und Materialien für das Geschichtswerk anlegte, das er abzufassen im Sinne hatte, und fast am meisten in dem persönlichen Einflusse, den er auf seine Zeitgenossen ausübte. In seinem staatsmännischen und diplomatischen Verkehre, in seinen zahlreichen Verbindungen mit den Großen des Reichs, in seinem amtlichen wie vertraulichen Austausche mit den verschiedenen Herrschern, denen er diente, brachte er diejenigen Elemente und Grundsätze des ungarischen Staatslebens zur Geltung, die von jetzt an mehr und mehr von der hohen Aristokratie des Landes als die maßgebenden und offiziellen betrachtet wurden. Vor allem schloß er sich mit voller Ueberzeugung an das habsburgische Haus an, weil er darin die einzige Möglichkeit für

die Erhaltung der Reichseinheit, eine sichere Gewähr gegen die Uebergriffe der Pforte und eine Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Königthumes überhaupt erblickte. Diese zuverlässige Treue wurde auch in Wien vollkommen erkannt, und mit einer Reihe von Auszeichnungen belohnt. Auf der anderen Seite kannte indessen Verancsics das ungarische Leben viel zu genau um nicht einzusehen, daß die habsburgische Herrschaft eine durchaus nationale Form beibehalten und sich auf die verfassungsmäßigen Zustände des Landes stützen müsse, wenn sie ihre Stellung fest begründen und behaupten wolle. Diese Anschauung von den öffentlichen Angelegenheiten war für ihn, wie sich aus zahlreichen Stellen seiner Schriften ergiebt, eine in sich ausgemachte und selbstverständliche, die mit allen geschichtlichen Ueberlieferungen des Volkes zusammentraf, an denen zweifelvoll zu rütteln die Zeitumstände noch lange nicht gestatteten; gleichwohl wurde dieser zweite Hauptsatz seines politischen Bekenntnisses in Wien weniger richtig verstanden und ausgelegt, als der erste. Daß er für die Aufrechthaltung der katholischen Kirche alle Kräfte verwendete, war eine natürliche Folge seiner amtlichen Stellung, auch wenn ihm nicht seine innerste Ueberzeugung dieses geboten hätte; aber auch durch die Verfassung selber glaubte er dazu berechtigt zu sein. So sehr er sich daher in seinem Privatleben durch Milde und die uneigennützigste Wohlthätigkeit auszeichnete, welche letztere oft so weit ging, daß er dadurch seine ökonomischen Verhältnisse verletzte — in dem Verfahren gegen die Protestanten war er streng und oft unerbittlich. Duldung in dem heutigen Sinne konnte damals nicht gefordert werden, als die religiösen Parteien noch in unvollendeter Gährung und nicht als anerkannte und festgegliederte Glaubensgenossenschaften einander gegenüberstanden; sie wurde selbst von den Protestanten nicht immer geübt. Verancsics war ein klassisch gebildeter Mann; es ergiebt sich aus seinen Briefen und Schriften, daß ihm stets einige der alten Schriftsteller zur Hand waren, die er sich sowohl für seine praktische Wirksamkeit als für seine wissenschaftlichen Arbeiten zum Vorbilde genommen hatte. Daher die schöne Abrundung seiner Sprache, die einfache Entwickelung seiner Gründe, sein klarer Blick in die geheimen Regungen und Triebfedern der Menschen, die weitblickende Besonnenheit seines Urtheils. Er war in den Formen

des Anstandes offen und freimüthig bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit; aber er erkannte auch, daß es Kreise gebe, in denen es unthunlich sei die volle Wahrheit zu sagen, und daß man zuweilen der Eitelkeit und dem Eigendünkel ein Opfer bringen müsse um höhere Zwecke zu erreichen. Verancsics handelte und schrieb jederzeit in dem vollen Bewußtsein der historischen Bedeutsamkeit der Ereignisse, an denen er mitzuwirken berufen war, er sammelte sorgfältig alle Briefschaften und Aktenstücke, die darauf Bezug hatten; er hatte den festen Entschluß das so vereinigte Material zu einem umfassenden Geschichtswerke über die Begebenheiten seiner Zeit zu verarbeiten. Der Tod unterbrach die Ausführung dieses Planes; sein schriftlicher Nachlaß verschwand und schien für immer verloren. Und so wäre hier auch kaum der Ort von Verancsics zu reden, wenn er nicht durch seine ganze praktische Lebensthätigkeit so wesentlich auf die historische Entwickelung in Ungarn eingewirkt hätte. Mit ihm beginnt die in der Form und Behandlung nach klassischen Mustern gebildete, in Sache und Inhalt conservative Entwickelung anstrebende Geschichtschreibung, im scharfen Gegensatze zu jenen populären Darstellungen Székelys und Heltais, aus denen oft ganz unwillkürlich ein radikaler und demokratischer Geist hervorsprudelte.

Die Sage von einem von Verancsics verfaßten, aber handschriftlich gebliebenen Geschichtswerke erhielt sich indessen fortwährend in den gebildeten Kreisen Ungarns, bis endlich nach dem Verlaufe von zwei Jahrhunderten plötzlich Licht in die Sache kam. Im Jahre 1774 nämlich wurde Josef Koller, der sich mit einer Geschichte des Bisthums Pécs beschäftigte, und deßhalb auch über das Leben und die Wirksamkeit Verancsics'ens urkundliche Nachrichten zu benutzen wünschte, durch eine italienische Schrift: Viaggio in Dalmatia del abbate Alberto Fortis darauf aufmerksam gemacht, daß sich die sämmtlichen Papiere des ehemaligen Erzbischofs von Esztergom in den Händen der Grafen Draganics in Sebenico befänden, denen sie als seinen Erben zugekommen waren. Der Versuch in den Besitz derselben zu gelangen scheiterte indessen damals noch, und erst nach Verfluß einiger Jahre zeigten sich die Grafen Franz und Kasimir Draganics zur Auslieferung der Papiere bereit. In Folge seltsamer Verwickelungen wurden dieselben zersplittert, wanderten zum

Theil kaufweise aus einer Hand in die andere, konnten aber zuletzt bis auf einige Stücke wieder zusammengebracht werden, und bilden nun einen Bestandtheil der Handschriftensammlung des Nationalmuseums von Pest[31]). Aus demjenigen Theile der Papiere, die sich eine Zeit lang in dem Besitze des Grafen Széchenyi befanden, veröffentlichte Kovachich schon im Jahre 1798 einige kleinere Stücke in seinen: Scriptores rerum hungaricarum minores, aber eine vollständige Ausgabe der gesammten Werke Verancsics'ens in sechs Bänden veranstaltete erst Ladislaus von Szalay in den Jahren 1857 bis 1860[32]). Sie bilden eine Abtheilung der Monumenta Hungariae historica. Das meiste ist in lateinischer, einiges auch in ungarischer Sprache geschrieben. In der letzteren blieb der Ausdruck nicht fehlerfrei. „Verancsics", so sagt Szalay, „verstößt häufig gegen die Regeln der ungarischen Syntax und Wortbiegung. Es wäre von meiner Seite ein noch größerer Fehler gewesen diese seine Fehler verbessern zu wollen, als von seiner Seite sie gemacht zu haben". Außerdem sind auch manche von anderen verfaßte Stücke aufgenommen, welche Verancsics zum Behufe der Abfassung seines Geschichtswerkes sammelte. Den ansehnlichsten Bestandtheil seiner Werke bildet sein Briefwechsel, welcher in drei Abtheilungen zerfällt. Die erste umfaßt in zwei Bänden die Briefe und amtlichen Berichte, welche Verancsics während seiner ersten Gesandtschaft an dem türkischen Hofe in den Jahren 1555 bis 1557 an König Ferdinand gerichtet hat, die zweite in einem Bande diejenigen über die zweite Gesandtschaft in Constantinopel an König Maximilian, und die dritte in

---

31) Der Verlauf der ganzen Sache schwebt noch im Dunkeln. Wenigstens kann die Angabe Szalays, daß die Grafen Draganics erst durch den Frieden von Campo-Formio zur Herausgabe der Papiere bewogen worden seien, nicht wohl richtig sein. Dieser Friede wurde am 18. Oktober 1797 geschlossen; aber schon am 15. Dezember 1797 schrieb Kovachich die Vorrede zu seinen Scr. r. h. min., in welche Stücke aus der Sammlung des Grafen Széchenyi aufgenommen waren; dieser aber hatte sie bereits aus dritter Hand an sich gebracht.

32) Verancsics Antal összes munkái. Közli Szalay László. Pest, 1857–1860. K. I—VI. In der Abtheil. der Mon. Hung. hist., welche die Schriftsteller (irók) enthalten, laufen sie vom 2. bis zum 7. Bande.

einem anderen Bande die mit verschiedenen Personen gewechselten Briefe, die aber noch alle der Zeit seiner früheren Wirksamkeit in Siebenbürgen angehören. Die von Verancsics theils in lateinischer, theils in ungarischer Sprache verfaßten historischen Aufsätze, welche zwei Bände ausfüllen, bilden kein zusammenhängendes historisches Werk; es sind bloß die ersten Entwürfe zu Darstellungen über wichtige und besonders bedeutsam hervortretende Zeitereignisse, die alle noch von der letzten verbessernden Hand die engere Verbindung unter sich erwarteten. Verancsics selber, in der Vorahnung, daß ihm die Gunst einer endgültigen Ueberarbeitung und Vollendung von dem Schicksale wohl versagt bleiben werde, überschrieb diese Aufsätze, die er unter dem Titel: De rebus gestis Hungarorum zusammenfaßte, mit den nachfolgenden Versen:

Si fatum vitam, si sors dabit otia vitae,
Addetur scriptis ultima lima meis.
Sin minus addetur: quisquis mihi proximus heres
Fies, arbitrio stentque cadantque tuo.

Gleichwohl sind die meisten dieser Arbeiten von bleibendem Werthe. Schon die unter der Aufschrift: De rebus Hungarorum ab inclinatione regni historia gegebene Einleitung ist für jene Zeit in umfassendem pragmatischem Geiste verfaßt; die Schilderung Utjesenichens, der Aufsatz: De situ Transsylvaniae, Moldaviae et Transalpinae, sowie der andere: Successus rerum hungaricarum anni 1543 enthalten äußerst schätzbare Beiträge zur Geschichte Ungarns im sechszehnten Jahrhunderte. Auch die Aufzeichnungen in ungarischer Sprache dürfen nicht übersehen werden. So faßt der Bericht: Az Landorfejirvár elveszésének oka etc. (über die Ursache des Verlustes von Belgrad u. s. w.) von lange her alle Umstände und Verwickelungen zusammen, welche dieses Ereigniß herbeigeführt haben. Man darf mit vollem Rechte bedauern, daß Verancsics das beabsichtigte größere Werk nicht vollenden konnte, weil ohne Zweifel mit seinem Tode viele Thatsachen, Beziehungen und Verhältnisse, die er in seinem Gedächtnisse bewahrte, und die nur ihm bekannt sein konnten, für immer verloren gegangen sind.

Fast gleichzeitig mit Verancsics hat sich ein jüngerer Zeitgenosse desselben als Geschichtschreiber des ungarischen Volkes bemerklich ge-

macht. Franz Forgács gehört einem altungarischen Adelsgeschlechte an, welches den Beinamen derer von Ghymes trug, einer am Fuße der Boralhegyek im Comitate von Nyitra gelegenen Burg, welche von einem Vorfahren der Familie erbaut worden war. Er wurde im Jahre 1510 zu Buda geboren, woselbst sein Vater Sigismund zuerst unter Wladislav II und später unter Ludwig II als Schatzmeister des königlichen Aerars eine geachtete Stellung einnahm. Sorgfältig erzogen berechtigte er schon frühzeitig durch körperliche wie geistige Anlagen zu den schönsten Erwartungen. Während sein älterer Bruder Simon die kriegerische Laufbahn wählte, auf welcher er nachmals mancherlei Ehren und Auszeichnungen einerntete, widmete sich Franz dem geistlichen Stande, und besuchte um seiner größeren Ausbildung willen die Hochschulen von Padua und Bologna. Nach der Rückkehr in sein ungarisches Vaterland erhielt er von dem Bischofe von Veszprém die geistliche Weihe, und machte sich bei diesem wie bei dem damaligen Erzbischofe von Kalocsa durch geistvolles Wesen, Schärfe des Urtheils und Gewandtheit in Geschäften so beliebt, daß er später zum Domherrn von Erlau befördert wurde. Der Einfluß angesehener Gönner, mit denen er seine Verbindungen sorgfältig unterhielt, brachte seinen Ruf bis vor König Ferdinand, der ihm im Jahre 1556 die Leitung des Bisthums von Nagyvárad übertrug. Schon in dem folgenden Jahre 1557 sehen wir ihn an der Spitze einer ungarischen Gesandtschaft, welche sich mit Ferdinand nach Regensburg begab, um den dortigen Reichstag zur Bewilligung eines Hilfsheeres wider die Türken zu bewegen. Es gelang der glänzenden und eindringlichen Beredsamkeit, womit Forgács in Anwesenheit des Kaisers auf die Gemüther der versammelten Stände einzuwirken verstand, diese zu Gunsten Ungarns zu stimmen; der gewünschte Zuzug wurde gewährt. Dieser Erfolg setzte ihn bei dem Kaiser in hohe Gunst, die ihm auch bis zum Tode desselben bewahrt blieb. Ferdinand ernannte ihn zu seinem Geheimrathe; als solcher unterzeichnete er das von Ferdinand im Jahre 1560 erlassene Dekret, welches die Rückgabe der den katholischen Kirchen entrissenen Güter anordnete und daher als eine Art ungarischen Restitutionsedictes betrachtet werden kann. Forgács betheiligte sich lebhaft an den Verhandlungen mit dem Concilium von Trident; eben so eifrig warb und

wirkte er für die Erwählung des kaiserlichen Erbprinzen Maximilian zum ungarischen Könige, die in der That während des Reichstages von Pozsony im Jahre 1563 erfolgte. Damit hatte er den Höhepunkt seiner öffentlichen Wirksamkeit erreicht; denn durch den schon im Jahre 1564 erfolgten Tod Ferdinands I wurde seine Stellung am kaiserlichen Hofe schwer erschüttert, und er konnte seinen früheren Einfluß nicht wieder gewinnen. Die geheimen Gründe dieser schnellen Umwandlung sind in den bis jetzt vorhandenen Berichten nicht genügend aufgeklärt. Die schwierige Lage, in welche Forgács gerieth, wurde überdem noch durch die zerrütteten Verhältnisse seines Bisthums vermehrt, da der siebenbürgische Fürst Johannes Sigismund Zápolya sich aus allen Kräften der Vollstreckung des Dekretes von 1560 widersetzte. Er wünschte daher sehnlichst seine Versetzung auf den erledigten Bischofssitz von Győr (Raab); als ihm aber diese Bitte abgeschlagen und ein anderer mit dieser Würde betraut wurde, verlor er die ruhige Fassung seines Gemüthes. Er verließ den kaiserlichen Dienst und wendete sich nach Siebenbürgen. Das Verhältniß, in welches er von da an zu dem zweiten Zápolya trat, ist nicht ganz klar; nur so viel wissen wir, daß er Siebenbürgen bald wieder verließ und sich nach Italien wendete, wo er sich außer anderen wissenschaftlichen Studien mit der Vollendung seines schon vor einiger Zeit begonnenen Geschichtswerkes beschäftigte. Forgács war nämlich längst schon jenem Kreise talentvoller Männer beigetreten, die wie der ihm einst freundschaftlich gewogene Nikolaus Olah, der Vorgänger Verancsics'ens auf dem erzbischöflichen Stuhle von Esztergom, Paul Istvánfi, und andere schon früher genannte eifrig an der Wiederbelebung der historischen Studien in Ungarn arbeiteten. Ebenso hatte er sich an der Vergleichung der verschiedenen Handschriften Bonfinis und der Berichtigung ihres Textes betheiligt und sich dadurch wesentliche Verdienste um die von Zsámboki veranstaltete Ausgabe erworben. In Italien sehen wir ihn in wissenschaftlichem Verkehre, bald mit dem großen Alterthumsforscher Carl Sigonio in Padua, bald mit den beiden Manucio, Vater und Sohn, in Venedig; er verweilte einige Zeit zu Ragusa und vermittelte durch Benessa eine Abschrift des Werkes, welches Ludwig Tubero, der Abt des Benediktinerklosters auf der Insel Meleda, über einen Abschnitt

der ungarischen Geschichte verfaßt hatte. Nach dem Tode Johann Zápolyas II kehrte er nach Siebenbürgen zurück und wurde zum Kanzler des Fürsten Stefan Báthori erhoben, welche Würde er bis an das Ende seines Lebens bekleidete. Sein Tod erfolgte entweder zu Ende 1575 oder zu Anfang 1576. Obschon Forgács durch sein letztes Amt in die Mitte zahlreicher protestantischer Kreise gestellt war, so blieb er doch Katholik; aber es ist sehr begreiflich, daß seine Ansicht von ihrer früheren Schärfe, die er vielleicht um ehrgeiziger Bestrebungen willen zur Schau trug, vieles verlieren mußte, und diese gemilderte Ansicht ist auch in sein Geschichtswerk übergegangen. In seinem Leben spiegelt sich die politische Zerrissenheit, das wogende Parteigetriebe des damaligen Ungarns zurück, ganz wie in demjenigen Heltais, nur in anderen Formen und auf anderem Gebiete. Beide, der Socinianer wie der ehemalige Bischof von Nagyvárad, fanden ihre letzte Wirksamkeit ganz nahe neben einander; aber sehr verschiedene Wege hatten sie zu derselben geführt.

Sein Geschichtswerk: Rerum hungaricarum sui temporis commentarii beginnt mit dem Tode Johannes Zápolyas I, und führt die Geschichte Ungarns in zwei und zwanzig Büchern bis zum Jahre 1572, in welchem Maximilians II ältester Sohn, der nachmalige Kaiser Rudolf II auf eifriges Betreiben des Vaters zum Könige von Ungarn gewählt und gekrönt wurde. Forgács beginnt ohne alle Einleitung, ohne durch irgendwelchen Faden die Vergangenheit mit dem von ihm zum Vorwurfe gewählten Zeitraume zu verknüpfen, und geht gerades Weges in die Erzählung der Thatsachen ein. Dieses bleibt auch das charakteristische seines ganzen Buches. Durch seine früherhin einflußreiche Stellung begünstigt war er in den Besitz vieler urkundlichen Nachrichten gelangt, und mit den meisten der handelnden Staatsmänner und Feldherrn persönlich bekannt geworden. Er hatte zahlreiche Auftritte hinter den Vorhängen gesehen, die den Augen der Masse gewöhnlich verborgen bleiben, und das eifersüchtige Getriebe der vornehmen Stände nicht minder, als Elend und nagende Sorge in den Hütten der Armuth kennen gelernt. Dieses gesammte Material, über das er bis in die kleinsten Züge und Nebenumstände mit seinem starken Gedächtnisse verfügte, wußte er vortrefflich zu verwenden und zur Illustration

der allgemeinen Begebenheiten zu benutzen. Auf diese Weise hat er viele Nachrichten und Thatsachen aufbewahrt, die nur bei ihm zu finden sein dürften. Als er die erste Hand an sein Geschichtswerk legte, war er bereits in vorgerückten männlichen Jahren, und überdem durch bittere Lebenserfahrungen, verschuldete wie unverschuldete, vollkommen ernüchtert. Wir laufen daher bei ihm keine Gefahr die Handlungsweise der Menschen in rosig verschönertem Lichte ausgeschmückt zu finden; er kehrt im Gegentheile oft unerbittlich und rücksichtslos genug die Schattenseiten der Begebenheiten hervor. Dies sind die entschiedenen und bleibenden Vorzüge seines Werkes; ganz nahe an diese grenzen aber auch die Mängel. Eben weil Forgács sich in Einzelheiten und Besonderheiten vortrefflich bewegt, gewinnen auch nichtige Geringfügigkeiten und kleinliche Gesichtspunkte die Herrschaft über ihn, und er erhebt sich mit Mühe zu einer höheren Auffassung der Dinge. Selbst die Abschnitte über die europäischen Angelegenheiten, in die er öfters hinübergreift, machen im Grunde davon keine Ausnahme. Er anerkennt in den damaligen Zuständen eine gewisse fatalistische Nothwendigkeit; aber erfüllt von dem Ruhme der ungarischen Vorzeit, versetzen ihn die Menschen der Gegenwart in eine bittere satyrische Stimmung, und er erblickt keinen Ausweg mehr aus dem Gewirre seiner Zeit. Er ist vielleicht geistvoller, schärfer, beweglicher als Verancsics, aber ihm fehlt jenes schöne sittliche Gleichgewicht der Seele, welches den Erzbischof von Esztergom in den schwierigsten Lagen des Lebens aufrecht erhält und uns in den Aeußerungen und Handlungen desselben so wohlthuend anspricht. Nur selten läßt er sich in pragmatische Erörterungen ein; aber er weiß seine Urtheile mit vielem Geschicke in die Darstellung der Thatsachen einzuflechten und begleitet seine persönlichen Schilderungen mit Bemerkungen, die bei aller scheinbar ruhigen Gegenständlichkeit zuweilen an das böswillige streifen. Die lateinische Sprache beherrschte er vollkommen: er schreibt meist elegant und klar; es sind verhältnißmäßig nur wenige Stellen, in denen gehäufte und unkorrekte Ausdrücke Gegenstand und Gedanken verdunkeln. In den Zeitangaben ist er nicht immer bestimmt, sowie überhaupt sein Buch mit kritischer Vorsicht benutzt werden muß. Demungeachtet sind und bleiben die Commentarien des Franz Forgács eine höchst

wichtige Geschichtsquelle, sowohl des Verfassers selber wegen, als um des Talentes willen, mit dem sie verfaßt sind. Sie wurden daher auch schon frühzeitig, wenn auch nur aus der Handschrift, von anderen Geschichtschreibern zu Rathe gezogen und viele von Forgács berichtete Thatsachen durch andere Bücher verbreitet, bevor man ihren Ursprung kannte. Erst zu Ende des verflossenen Jahrhunderts besorgte Alexius Horányi eine Ausgabe des Werkes [33]). Daß er für dieselbe Handschriften benutzt habe, sagt er auf dem Titelblatte, unterläßt es aber, was gerade bei Forgács von Wichtigkeit gewesen wäre, über Beschaffenheit und Schicksal derselben irgendwelche Auskunft zu geben.

Der bedeutendste ungarische Geschichtschreiber des sechszehnten Jahrhunderts ist jedenfalls Nikolaus Istvánfi. Da sein Werk bald nach seinem Tode im Drucke erschienen und von großem Einflusse auf die historische Bildung in Ungarn gewesen ist, so bedaure ich um so mehr über die innere Entwickelung wie über die öffentliche Laufbahn dieses Mannes, so bedeutsam auch beide gewesen sind, nur bruchstückartiges geben zu können. Die in meinen Händen befindlichen Hilfsmittel beschränken sich auf weniges, und andere ungarische Werke, welche etwas ausführlichere biographische Notizen über ihn enthalten dürften, sind mir nicht zugänglich gewesen. So blieb ich im wesentlichen auf die allgemeinen Werke über ungarische Geschichte beschränkt. Nikolaus Istvánfi von Kisasszonyfalva, um das Jahr 1535 geboren [34]), gehörte einer angesehenen ungarischen Familie an, deren Güter in der Umgegend von Pécs lagen, und war Sohn jenes Paul Istvánfi, den wir schon bei mehreren Gelegenheiten als eifrigen Beförderer ungarischer Historie und Literatur kennen ge-

---

33) Francisci Forgachii de Ghymes Pannonii rerum hungaricarum sui temporis commentarii, libris XXII e MS in lucem prodeuntes ed. Alexius Horányi. Posonii et Cassoviae, 1788.

34) Andere nennen das Jahr 1538. (J. G. Th. Gräffe, Lehrb. einer allg. Literärgeschichte 1852, III 1 S. 1130–1132). Da aber A. Hierat in der Vorrede zur kölner Ausgabe seines Werkes ihn ausdrücklich einen octogenarius viridi senecta miles nennt, so bleibe ich vorläufig bei meiner Angabe stehen.

lernt haben. Schon der Ruf und Charakter eines solchen Vaters würde dafür bürgen, daß dem Sohne eine sorgfältige Erziehung zu Theil wurde, wenn nicht seine spätere vielseitige Wirksamkeit und seine Leistungen selber ganz entschieden darauf hinwiesen. Wahrscheinlich auf der Schule von Pécs vorgebildet, besuchte er späterhin die Universitäten von Padua und Bologna, und erwarb sich eine genaue Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache; außerdem handhabte er auch die wichtigsten europäischen Sprachen mit großer Leichtigkeit. Schon bald nach seiner Rückkehr aus Italien leistete er Kriegsdienste, wozu die bedrängte Lage seiner nächsten Heimath, die den türkischen Angriffen unmittelbar ausgesetzt war, die natürliche Aufmunterung gab. Seine erste Kriegsschule machte er unter der Anführung des nachmals so berühmt gewordenen Nikolaus Zrínyi in Szigeth. Späterhin kam er in Verbindung mit Nikolaus Olah, dem Erzbischofe von Esztergom, der zugleich die Stelle eines Statthalters bekleidete, und ward dessen Sekretär. Dieses Amt vorzüglich scheint ihm den Weg zu dem Vertrauen des Kaisers Maximilian gebahnt zu haben, der ihn von jetzt an häufig zu diplomatischen Sendungen und Verhandlungen verwendete. Im Jahre 1578 wurde er unter Kaiser Rudolf II Mitglied des königlichen Rathes, und schon im Jahre 1581 unter Zustimmung des Reichstages von Pozsony zum Propalatin von Ungarn ernannt. Da damals die Würde eines eigentlichen Nádors unterbrochen geblieben war, so hatte er in seiner Stellung den König besonders in gewissen Zweigen des obersten Gerichtswesens zu vertreten. Von da an blieben Einfluß und Ansehen Istvánfis in den Kreisen der höchsten Landesverwaltung lange Zeit ungeschwächt; er nahm an allen öffentlichen Angelegenheiten, und vorübergehend selbst an der Kriegführung eifrigen Antheil. Diese staatsmännische Thätigkeit verrieth selbst in seinem Greisenalter noch dieselbe Energie und Rüstigkeit wie in jüngeren Jahren. Durch seine Mitwirkung vornämlich kam am 11. November 1606 der Friede von Zsitvatorok zu Stande, in welchem zum ersten Male die gleichberechtigte Stellung Oesterreichs von der Pforte zugestanden wurde. Diese verzichtete auf den bisher in Empfang genommenen jährlichen Tribut, und anerkannte den Kaiser für den ihm zugewiesenen Landestheil als König von Ungarn. Die politische

Wirksamkeit Istvánfis endigte indessen erst zwei Jahre später. Am 17. November 1608, an dem nämlichen Tage, an welchem die Wahl seines Gegners Stefan Illyésházi zum Palatin von Ungarn erfolgte, wurde er vom Schlage getroffen. Er erhielt zwar den Gebrauch seiner leiblichen und geistigen Kräfte, obschon die ersteren nicht in dem früheren Maße, wieder, zog sich aber seitdem von allen Geschäften zurück und starb am 1. April 1615 zu Vinicza in dem Comitate von Varasd. Seine Büchersammlung und einen Theil seiner Güter vermachte er den Jesuiten in Zágráb, die Handschrift des von ihm verfaßten Geschichtswerkes dem Cardinal Pázmány mit der Ermächtigung die Veröffentlichung desselben zu veranstalten. Dieser ließ es in der That schon im Jahre 1622 zu Köln herausgeben [35]). Man hat behauptet, das Werk Istvánfis habe durch die Jesuiten mancherlei Interpolationen erfahren; diese Anklage aber ist, auch wenn sie begründet sein sollte, nur von geringer Erheblichkeit. Diese Einschiebungen und Veränderungen könnten sich doch vorzugsweise nur auf die religiösen und kirchlichen Ansichten des Verfassers beziehen; in diesen aber stimmte derselbe schon während seines Lebens, und daher sicherlich auch in seinem Werke mit dem Cardinal Pázmány vollkommen überein. Weit anziehender wäre es für uns zu erfahren, auf welchen ursprünglichen Anlagen des Gemüthes die spätere Strenge seiner religiösen Ansicht beruht habe, durch welchen Einfluß im häuslichen Kreise dieselbe schon während seiner Jugend genährt worden sei, welche äußere Umstände und innere Beweggründe ihn nachmals in das nahe Verhältniß zu dem erzbischöflichen Stuhle von Esztergom brachten: welche Gleichartigkeit des Charakters und der Seelenstimmung, welche öffentliche Rücksichten und individuelle Triebfedern zuletzt die enge Freundschaft mit Pázmány begründeten, die beide Männer auf das engste verband. Ueber alles dieses aber habe ich nirgends eine Aufklärung gefunden.

Das Geschichtswerk, welches Istvánfi der Nachwelt hinterlassen,

---

35) Nicolai Isthvanfi Pannoni historiarum de rebus hungaricis libri XXXIV. Nunc primum in lucem editi. Coloniae Agrippinae, sumptibus Antonii hierati. Anno 1622. Cum gratia et privilegio S. Caes. M. speciali

wird für immer ein unvergängliches Denkmal seines Geistes, und eines der klassischen Werke der geschichtlichen Literatur Ungarns bleiben. Die Anfänge desselben führen den Verfasser auf den Tod Mathias Hunyadis zurück. Er schildert in einer vortrefflichen Uebersicht die Zeiten Wladislavs, und entwickelt aus ihnen mit staatsmännischem Scharfblicke die Fäden, welche durch die Regierung Ludwigs II zu den Ereignissen seiner eigenen Zeit herableiten. Diesen Zusammenhang hält er mit sichtbarer Genauigkeit auch in der Schilderung aller jener Begebenheiten fest, die er meist aus persönlicher Anschauung kannte, und an denen er selbst während eines halben Jahrhunderts mitwirkte. In fester und abgeschlossener Verkettung gelangt seine Berichterstattung bis zu dem Frieden von Zsitvatorok und dem bald nachher erfolgten Tode des siebenbürgischen Fürsten Stefan Bocskay; sie berührt noch die kurze Wirksamkeit Sigmund Rákóczis. Mit diesen Thatsachen schließt das vier und dreißigste und letzte wirklich ausgeführte Buch seines Werkes; aber fortwährend thätig und aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse hatte er die Absicht auch die nachfolgenden Ereignisse in vier weiteren Büchern nachzutragen. Da ihn aber die von dem Schlagflusse zurückgebliebene Lähmung am Schreiben hinderte, so begnügte er sich bloß den Inhalt anzugeben, den er ihnen zugedacht hatte. Darnach würde er die ungarische Geschichte bis zur Erwählung Georg Thurzós zum Palatin, welche im Jahre 1610 erfolgte, fortgeführt haben. Das ausgezeichnete dieses Werkes, wenn wir uns das Jahrhundert vergegenwärtigen, in welchem es verfaßt wurde, und die fortwährend praktische Geschäftsthätigkeit des Verfassers in Erwägung ziehen, ist vor allem die ausgleichende Harmonie in der Benutzung und Vertheilung des ganzen Stoffes. Die späteren Zeiten sind kaum umfangreicher behandelt als die früheren, obschon Istvánfi hier bei der Bekanntschaft mit den meisten einflußreichen Persönlichkeiten, und im Besitze zahlreicher Dokumente über ein reiches Material zu verfügen hatte, und demnach die Versuchung für ihn nahe lag sich in zahlreiche Einzelheiten zu verlieren. Aber Istvánfi beherrschte sich selber und seine Aufgabe, behielt das Ebenmaß fest im Auge, verkürzte oder legte gänzlich bei Seite, was dem Gesammteindrucke seines Buches schaden konnte. Der inneren Klarheit des sachlichen Inhaltes

entspricht die äußere Behandlung durch die Sprache. Der Stil ist rein und trägt überall das Gepräge klassischer Bildung. Die Sätze werden durch lichtvolle und überschaubare Gliederungen zusammengefügt, und halten sich bei aller Fülle der Beziehungen frei von gedunsener Anhäufung. Nie tritt Istvánfi aus der ruhigen Gegenständlichkeit der Behandlung heraus; die öffentlichen und allgemeinen Gesichtspunkte bleiben vorherrschend; nur selten ergeht er sich in die Zerlegung der Persönlichkeiten, und spricht am wenigsten von sich selbst und seiner eigenen Wirksamkeit. Wie in seinem staatsmännischen Leben, so waren es auch in seinem Geschichtswerke zwei folgereiche Grundsätze, die seinem geschichtlichen und politischen Urtheile zum Maßstabe dienten: zunächst treue Ergebenheit an die Fürsten des habsburgischen Hauses als gesetzlich erwählte Könige von Ungarn, sodann unbedingte Aufrechthaltung der römisch-katholischen Kirche. Wenn man auch mit Bestimmtheit annehmen darf, daß diese staatlichen Principien bei ihm aus reinen religiösen und politischen Motiven flossen, und daß es weder in seiner Art noch in seiner Absicht lag, sie mit unbeugsamen Mitteln rücksichtsloser Gewalt durchzuführen, so hatten sie doch unter den gegebenen Umständen immerhin etwas sehr bedenkliches. Dieses lag vor allem in der kunstvollen und meisterhaften Art der Behandlung, welche auf den positiven Charakter seines Volkes, den er genau kannte, vortrefflich berechnet war. Ohne sich in weitläufige Erwägungen oder mühsame Beweisführungen einzulassen, welche nur der zweifelsüchtigen Unsicherheit Vorschub geleistet hätten, reiht er Erfolg an Erfolg, Ergebniß an Ergebniß, Thatsache an Thatsache. Seine Urtheile, kurz und bündig, scheinen von unantastbarer Folgerichtigkeit zu sein, und stehen wie aus ehernem Gusse da. Das gefährlichste aber lag in der inneren Natur jener beiden Grundsätze. Sie flossen in seinem Geiste in eins zusammen und erweckten die Meinung, als ob sie durch einander bedingt seien, das eine ohne das andere undenkbar wäre: ein verwirrender Irrthum, der in der ärgerlichsten Weise ausgebeutet werden konnte, und in der That zu den unglücklichsten Mißgriffen und Versuchen geführt hat. Diese nämlichen Ansichten wirkten auch auf den Geschichtschreiber ungünstig zurück: seine Urtheile über Menschen und Thatsachen, die denselben irgendwie entgegentreten, sind

meist unbillig, oft hart. Sagt er doch noch in der kurzen Inhaltsanzeige zu dem acht und dreißigsten Buche: tandem Georgius Turzo praestantissimus, nisi Lutheranae religioni faveret, in eius locum a Nobilitate electus est etc. Die äußeren Thatsachen berichtet er mit gewissenhafter Treue, aber er verschweigt manches, was er wissen konnte, und sicherlich auch so gut und besser als andere gewußt hat. So fest und unbeugsam seine politische Ueberzeugung, so warm ist in ihm die Liebe zu seinem Vaterlande, zu seiner Verfassung und Unabhängigkeit. Die Aufmerksamkeit, die er auf den Gang der öffentlichen Verhandlungen richtet, die Sorgfalt, mit der er die gesetzlichen Formen der Reichstage zergliedert, sogar das kirchliche Ceremoniell bei Eröffnung und am Schlusse derselben bis in das kleinste schildert, zeigen zur Genüge, wie sehr es ihm darum zu thun war in dem Volke den Eifer für seine öffentlichen Gerechtsamen wach zu erhalten. Von dieser Seite vielleicht, aber auch nur von dieser mag er als der ungarische Livius betrachtet werden, wie ihn Josef von Hammer genannt hat [36]). Einseitiger Maßstab des Urtheils ist das tadelnswerthe in dem Werke Istvánfis; in allem übrigen bleibt es ein höchst bedeutendes und ausgezeichnetes Werk. Es hat der ungarischen Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts zuerst einen gegliederten und wohlgeformten Leib, der neueren Geschichte Ungarns überhaupt ihre Grundlage gegeben. Es wurde das Handbuch der Staatsmänner, das Richtmaß der ultramontan-politischen Partei, und mußte auch von den Protestanten sorgfältig beachtet werden. Aus diesem Grunde wurde Istvánfi viel gelesen und gebraucht, wie mehrere Ausgaben beweisen, in denen dem Texte desselben noch weitere Fortsetzungen beigefügt waren [37]). Für die Geschichte

36) Bei Gelegenheit des Zsitvatoroker Friedens sagt er von ihm: „Die Namen der ungarischen Bevollmächtigten sind aus den edelsten Geschlechtern des Landes, aber unter denselben leuchtet der des ungarischen Livius Nikolaus Istvánfi, im hellen Glanze klassischer Gediegenheit“. (Josef von Hammer, Gesch. des osmanischen Reiches, 1834, II 702).

37) Man findet dieselben bei Grässe angegeben. Daß aber Istvánfi, wie bei diesem behauptet wird, die Werke Székelys und Tinódis zur Grundlage des seinigen genommen habe, beruht auf gänzlicher Unkenntniß der Sache. (Grässe, Lehrb. e. allg. Literärg. III 1 S. 1130—1132).

seiner Zeit wird es auch in Zukunft ein unentbehrliches Hilfsmittel bleiben.

Gleichzeitig mit Istvánfi behandelten noch andere Männer, von denen ich jetzt bloß Peter von Réva und Ambrosius Somogyi nennen will, einzelne Theile der ungarischen Geschichte; ich übergehe sie indessen für diesmal, weil sie einer Richtung angehören, die mit ihrem Endziele zuletzt vollständig in die neueren Zeiten ausläuft, und auf die ich bei späterer Gelegenheit ausführlich zurückzukommen gedenke. Vorläufig genügt es mir die weitere Entwickelung des großen Gegensatzes zu verfolgen, der durch Istvánfis persönliche Wirksamkeit wie durch sein Geschichtswerk wenn schon nicht in das Leben gerufen, doch ungemein verstärkt worden war. Dieselbe schließt sich genau an die Wirksamkeit des Cardinals Peter Pázmány an. Dieser berühmte Mann war am 4. Oktober 1570 zu Nagyvárad von protestantischen Eltern geboren, und wurde von diesen in der protestantischen Lehre erzogen. Auf der Schule von Kolosvár aber trat er als sechszehnjähriger Jüngling plötzlich zur katholischen Kirche über, und wurde schon im folgenden Jahre in den Jesuitenorden aufgenommen. Seine weitere Ausbildung vollendete er zu Krakau, Wien und Rom, und nachdem er hierdurch zugleich in die höheren Kreise der europäischen Welt eingeführt worden war, trat er seine erste Wirksamkeit in Grätz an, wo er zuerst die philosophischen und später die theologischen Wissenschaften vortrug. Von da kehrte er im Jahre 1607 nach Ungarn zurück, um als Mitglied seines Ordens an der Bekehrung der dortigen Protestanten zu arbeiten, mit anderen Worten: um an dem großen Werke der Gegenreformation Theil zu nehmen, welches damals von allen Seiten eingeleitet worden war. Seiner eindringlichen Beredsamkeit, der klugen Umsicht in seinem Verfahren, der Milde seines Wesens, und vor allem der Wärme seines patriotischen Gefühls gelang es in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Familien, vorzüglich solche, die dem Kreise der Magnaten angehörten, in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen. Damals gewann er auch, wie wir bereits gesehen haben, das unbedingte Vertrauen des greisen Istvánfi. Die öffentliche Stimme hatte ihn längst schon als künftigen Erzbischof von Esztergom bezeichnet, als ihn Kaiser Mathias im Jahre 1616 zu dieser Würde erhob, welche

späterhin noch mit dem Cardinalshute vermehrt wurde. Von da an arbeitete Pázmány mit allen seinen geistigen und sittlichen Hilfsmitteln auf das eine große Ziel hin, das er sich vorgesetzt hatte. Sanfte Ueberredung blieb jederzeit seine Hauptwaffe; doch scheute er vorübergehend auch ein gewaltthätiges Mittel nicht, wo dieses sich ihm bequem zur Verfügung stellte. Gleichwohl erreichte er seine Absichten nur halb; denn was er dem Protestantismus an räumlicher Ausdehnung abringen konnte, gewann dieser an äußerem Zusammenhalte und innerer Befestigung vollauf zurück. Denselben vertheidigten nämlich damals die beiden siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen und Georg Rákóczi, welche durch hervorragende Eigenschaften, jener durch geniale Benutzung der Zeitumstände, dieser durch beharrliche Ausdauer dem Cardinal Pázmány vollkommen ebenbürtig waren. Noch während seines Lebens mußten in den Friedensschlüssen von Nikolsburg, Gyarmat und Preßburg die Rechte und Freiheiten der Protestanten von Ferdinand II wiederholt anerkannt und feierlich zugesagt werden, und selbst noch nach dem Tode des Cardinals, der im Jahre 1637 erfolgte, sah sich Ferdinand III genöthigt dieselben in dem Frieden von Linz neuerdings und in erweitertem Umfange zu bekräftigen. Diese Verträge, obschon nachmals bald gleißnerisch vorenthalten, bald gewaltsam gebrochen und jederzeit zweideutig ausgelegt und ausgeführt, blieben gleichwohl die unverrückbaren Grundlagen, auf denen die öffentliche Stellung der evangelischen Kirchen Ungarns beruhte. Selbst die geistigen Hebel und Anregungen, welche Pázmány für seine Zwecke verwendet hatte, kamen nachmals auch seinen Gegnern zu Gute. Er bediente sich für die populäre Behandlung ascetischer und moralischer Gegenstände jederzeit der heimischen ungarischen Sprache, und dies in einem Umfange, wie dieses vor ihm von niemanden geschehen war. Die gefällige Einfachheit und Klarheit seiner Prosa kann noch jetzt als mustergültig betrachtet werden. In diesem Beispiele lag für die Protestanten eine natürliche Aufforderung auch ihrerseits Ansichten und Ideen in der vaterländischen Mundart zu entwickeln, und sich solchergestalt mit dem Volke zu verständigen. Namentlich wendeten sie ihre Aufmerksamkeit der Behandlung der Zeitgeschichte zu, da sie aus dieser zunächst die Berechtigung ihres gesetzlichen Be-

stehens nachzuweisen hatten. Auf diesem Wege begegnet uns zunächst Johannes Szalárdi, und obschon sein Buch nicht unmittelbar in die Zeit eingegriffen hat, so müssen wir desselben doch hier gedenken, weil es den damaligen Standpunkt des ungarischen Protestantismus deutlich bezeichnet, und so zu den Ansichten Istvánfis den vollkommensten Gegensatz bildet.

Ueber das äußere Leben Johannes Szalárdis stehen mir nur sehr dürftige Notizen zu Gebote. In Ungarn geboren, auf ausländischen, wie es scheint, deutschen Universitäten gebildet war er, wie er selber in seinem Buche irgendwo berichtet, im Jahre 1634 als junger Mann von Georg Rákoczi I zu einem der Conservatoren des Staatsarchivs zu Gyulaschérvár ernannt worden. In dieser Stellung blieb er während einer Reihe von Jahren, wurde aber von dem Fürsten zugleich als geheimer Sekretär verwendet, und in Anerkennung seiner Verdienste mit mehreren Schenkungen bedacht. Späterhin bekleidete er das Amt eines Kriegszahlmeisters, und erhielt im Jahre 1666 durch den Reichstag die Beförderung zum Generalkassirer, starb aber schon im Herbste des gleichen Jahres [38]). Dieser Mann nun verfaßte ein Geschichtsbuch unter folgendem Titel: „Neun Bücher der trauervollen ungarischen Chronik, welche zur Verwarnung und Belehrung der kommenden Nachwelt in unserer eigenen Sprache Johannes Szalárdi im 1662sten Jahre gesammelt und niedergeschrieben hat". Diese Chronik ist unter dreifachem Gesichtspunkte von Interesse und Bedeutung. Zunächst geht der Verfasser von dem siebenbürgischen Standpunkte aus;

38) Erst während des Druckes meines Aufsatzes kam ich zur Kenntniß der gehaltvollen Abhandlungen über die Literaturgeschichte Siebenbürgens, welche Alexander Szilágyi durch mehrere Bände der Buda-Pester Revue veröffentlicht hat. Mit Hilfe derselben konnte ich die unrichtigen Notizen bei Engel durch wenige, aber zusammenhängend begründete Thatsachen ersetzen. (Szilágyi Sándor, Erdély irodalomtörténete különös tekintettel történeti irodalmára, in d. ungar. Zeitschrift: Budapesti szemle, szerkeszti és kiadja Csengery antal, Pest 1858, IV 421—422). Leicht hätte ich nach den Angaben Szilágyis auch meinen Mittheilungen über die äußere Lebensstellung Heltais eine präcisere Fassung geben können; leider aber war der Druck dieses Abschnittes bereits vollendet.

er führt uns in die allmälige Entwickelung dieses kleinen Staates zurück, und schreibt mit voller Klarheit über die Bedeutung desselben sowohl für Ungarn als in manchem Betrachte für die allgemeinen europäischen Angelegenheiten überhaupt. Außerdem bürgt uns die fortwährend vertrauliche Stellung Szalárdis zu dem fürstlichen Hause der Rákóczi, daß er sich im Besitze vieler Urkunden befand, die er benutzen konnte, und daß er zugleich über Personen und Sachen Aufschlüsse zu geben im Stande war, die nicht leicht ein anderer zur Verfügung hatte. Endlich war der Verfasser ein eifriger und unbeugsamer Calvinist; er betrachtet und beurtheilt daher die Angelegenheiten seines Vaterlandes im Lichte des strengsten Protestantismus. Dieser aber hatte gerade damals in dem politischen Leben Ungarns eine ganz eigenthümlich und scharf gezeichnete Stellung eingenommen, und das merkwürdige Zwielicht, welches in Folge dessen über alle öffentliche und kirchliche Verhältnisse des Landes verbreitet liegt, schimmert auch aus dem ganzen Buche Szalárdis zurück. Eine kurze Zergliederung desselben mag dieses deutlicher machen.

Die Chronik ist in neun Bücher (könyvek) eingetheilt, welche wieder in einzelne Abschnitte (részek) zerfallen. Jedem Buche geht eine allgemeine, jedem Abschnitte eine besondere Inhaltsanzeige voran. Schon die Ideen, welche das erste Buch einleiten, „worinnen von den Formen der Verwaltung der Staaten und Reiche, und von dem Beweggrunde, aus welchem diese Chronik niedergeschrieben worden, gehandelt ist, und die Ereignisse in Siebenbürgen unter kurzer Andeutung der im vorigen Jahrhunderte stattgefundenen Begebenheiten bis auf die Zeiten Gabriel Bethlens beschrieben werden" — sind zu beachten, da sie dem gesammten Materiale zur Folie dienen, und in vielen Einzelheiten der nachfolgenden Darstellung sich bemerklich machen. Es hat dem allmächtigen Gotte gefallen — dies ist der Gedankengang des Verfassers — die äußeren weltlichen Regierungen unter den Menschen nicht nach dem Grundsatze der Gleichförmigkeit einzurichten. Gleichwie die vier Elemente, obschon einzeln feindlich einander entgegengestellt, sich dennoch in dem Körper des Menschen und der übrigen Geschöpfe harmonisch zusammenfinden, so können auch die weltlichen Herrschaften bei sonst verschiedener Verwaltung ein-

trächtig neben einander bestehen, und gerade dadurch Gottes hohe Weisheit offenbaren. Daher die verschiedenen Arten der Verfassung: die aristokratische, welche sich vorzüglich in den Niederlanden und in Belgien vorfindet: die demokratische wie in Helvetien, und endlich die monarchische, welche ihren reinsten Ausdruck in dem römischen Reiche gefunden hat. Aber einer jeden dieser drei Verfassungsformen geht ein gefährlicher Genosse zur Seite. Die erste führt leicht zur Zwietracht, die zweite zum wühlerischen Kampfe der Parteien, die dritte weckt die verwegene Lüsternheit nach Willkürherrschaft. Da aber eine jede derselben als von Gott eingesetzt zu betrachten ist, und in einer jeden die Pflicht besteht die Gesetze zu beobachten und das Vaterland zu vertheidigen, so darf es menschlicher Einsicht nur gestattet sein durch weise Mischung die Schärfe der einzelnen Bestandtheile abzustumpfen, und das Uebermaß der monarchischen wie der demokratischen Ordnung durch einen aristokratischen Zusatz zu mildern. So hat der erhabene Schöpfer es selber in dem Leben der Natur uns vorgezeichnet. Von einem Urbilde empfangen die Planeten Leben und Bewegung; nach einem bestimmten Gesetze ist das Wanderleben der Kraniche, das Reich der Bienen geordnet. Nirgends aber hat Gott seinen Willen deutlicher offenbart als in der Lenkung der Geschicke des auserwählten Volkes Israel. Diesem gab er Mosen zum Führer, der unter göttlicher Eingebung das Volk eintheilte und die siebenzig Aeltesten in seinen Rath erwählte. Den Königen aber machte er die Erhaltung des reinen Glaubens zur Pflicht, und erst als Rehabeam den weisen Rath der Volksältesten überhörte, brach das Verderben über das Reich herein. Bei diesem Punkte beginnt die Aehnlichkeit der Schicksale Siebenbürgens mit denen von Juda und Israel. Wie Juda unter die Zucht der babylonischen Herrscher, so kam jenes Land — und wahrscheinlich ebenfalls um des Götzendienstes willen — unter die Obergewalt der türkischen Sultane. So lange indeß die monarchisch-aristokratische Ordnung nicht aus ihren Fugen wich, und man den immerhin erträglichen Jahreszins von zehntausend Goldstücken an die Pforte regelmäßig bezahlte, war das Land gleichwohl glücklich. Ein jeglicher lebte ruhig unter seinem Feigenbaume: die Städte erhoben sich aus ihrem Schutte; denn die Gottesfurcht blühete unter

ihnen. Die Familien der Großen trieben hoffnungsvolle Zweige; Nemeschég, Kriegsvolk, Bürger, die unteren Volksclassen wie der Mittelstand, waren in sichtbarem Gedeihen; die Hügel, Thäler und Fluren lieferten Getreide, Wein und allerlei Viehheerden in reicher Fülle; es fehlte nicht an Gold und Silber, Kupfer und Eisen, Salz, Milch und Honig. Der Name Siebenbürgens war in der ganzen Christenheit geachtet, und wäre kein gewaltsamer Umsturz erfolgt, so hätte kaum ein anderes Land sich mit dem unsrigen vergleichen dürfen. Aber alle menschliche Dinge sind unbeständig und vergänglich, und wie unter den Königen Jojachim und Zedekias die innere Lage von Juda, so geriethen auch die Zustände Siebenbürgens plötzlich in allgemeine Verwirrung. Die Großen des Landes standen einander in feindlicher Gesinnung gegenüber, und die unsinnige Masse: „Türkenthum und Verrätherei" aus vollen Kehlen schreiend, schob die Schuld gerade auf diejenigen Biedermänner, welche zu allen Zeiten auf das eifrigste bemüht waren den Schaden des Vaterlandes abzuwenden, und namentlich die Grenzhäuser selbst mit Aufopferung ihres Lebens wider die Türken zu vertheidigen. Damit nun die nachkommenden Zeiten und die auswärtigen Völker der Christenheit in den Zusammensturz Siebenbürgens wie in einen warnenden Spiegel hineinsehen können, hat es Johannes Szalárdi unternommen die Erzählung dieser Begebenheiten niederzuschreiben, mit dem Entschlusse ohne Rücksicht nach dieser oder jener Seite, ohne Ansehen der Person, und ganz nach den Grundzügen wahrhaftiger Wirklichkeit dieses Vorhaben in möglichster Kürze auszuführen. — Soweit Szalárdi. Seine Logik ist keineswegs unumstößlich; aber sie öffnet uns einen weiten Blick in die damalige Stimmung der ungarischen Protestanten. Die kirchliche Reaction hatte es bereits so weit gebracht, daß man in dem tributären Schutzverhältnisse zu der Pforte eine Wohlthat, und in der muthwilligen Lockerung desselben einen Frevel erblickte. Diese Ansicht, durch die Umstände erzeugt, war allerdings vorübergehend; da aber Szalárdi sein Buch gerade unmittelbar nach dem Sturze des Rákóczischen Hauses und der Thronbesteigung Michael Apaffis I schrieb, an einem Wendepunkte also, welcher neue sturmvolle Ereignisse ahnen ließ, so kann es als Vorerläuterung gelten zu den späteren Unternehmungen Tökölis und

zu dem ganzen Wechsel von willkürlich reaktionären Maßnahmen und erzwungenen Rücksprüngen auf die gesetzliche Grundlage, welche sich durch die langen Türkenkriege und die inneren Bewegungen gemeinsam bis zum Frieden von Szatmár hinziehen.

Den Faden seiner siebenbürgischen Geschichte sucht der Verfasser in jenen allgemeinen Ereignissen auf, welche der Schlacht von Mohács unmittelbar vorausgingen und nachfolgten. In kurzer, aber mit Geschick und Gewandtheit geordneter Uebersicht führt er von dort hinweg die Erzählung bis zu dem Auftreten der Familie Báthori, wobei er die gerade in diesem Zeitraume musterhafte Darstellung Istvánfis zur Grundlage nehmen konnte. Er sieht in Stefan Báthori den Schöpfer einer neuen und besseren Zeit für Siebenbürgen, und tadelt um so entschiedener das Benehmen seines Neffen Sigismund, der zwischen protestantischen und jesuitischen Einflüssen hin und her schwankend, an den festgeordneten Beziehungen zu der Pforte leichtfertig zu rütteln begann. Aus lähmender Verwirrung und schwerer Erniedrigung rettete der thatkräftige Stefan Bocskay das Land; er erzwang den Wiener Frieden, der die Rechte der Protestanten sicherstellte, und verschaffte durch den von ihm eifrig beförderten Frieden von Zsitvatorok dem kleinen Gemeinwesen eine neue völkerrechtliche Grundlage. Nach kurzer Berührung der Regierungen Sigmund Rákóczis und Gabriel Báthoris verweilt Szalárdi längere Zeit bei Gabriel Bethlen, weniger um die äußeren Ereignisse während der Verwaltung desselben, als vielmehr die großartigen Einrichtungen zu schildern, welche dieser hochbegabte Fürst im Innern des Landes zur Hebung des Wohlstandes und zur Bildung des Volkes ins Leben rief. Gabriel Bethlen starb schon 1629, kaum fünfzig Jahre alt, und nach einigen unruhigen Bewegungen von vorübergehender Natur folgte ihm Georg Rákóczi I. Die Regierung dieses Fürsten und seiner Söhne ist es nun, welche den hauptsächlichen Inhalt des Geschichtswerkes Szalárdis ausmacht. Hier wird er zugleich unmittelbare und zuverlässige zeitgenössische Quelle. Er behandelt in dem dritten Buche seines Werkes die Thatsachen aus der Regierung Georg Rákóczis I bis zum Jahre 1636, in dem vierten die nachfolgenden Begebenheiten, namentlich die Kriege mit dem Kaiser und die Ereignisse bis zu dem Tode des Fürsten. Besonders belehrend wird die ganze

Darstellung für die Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände, und höchst anziehend durch das genaue Eingehen in das ganze häusliche Leben des Fürsten. Wir lernen die täglichen Beschäftigungen desselben, seine Uebungen und Vergnügungen, die strenge Religiosität dieses ernsten und nüchternen Charakters kennen. Auch seine Schwächen und Sonderbarkeiten werden blosgelegt. Der sparsame haushälterische Geist, der in dem engeren Kreise ordnend auftritt, erläutert uns die Triebfedern der öffentlichen Verwaltung, und indem noch andere Persönlichkeiten und die politischen Verwickelungen in diese Schilderung hineingezogen werden, gestaltet sich das Bild Georg Rákóczis I unter der Hand zu einem Sittengemälde der ganzen Zeit. Mit fast noch sorgfältigerer Ausführlichkeit geht Szalárdi in die Geschichte Georg Rákóczis II ein, und wir erkennen bald, daß man ohne genaue Kenntniß der Vorgänge in den inneren Kreisen des fürstlichen Hauses die launenhaft wechselnden Schicksale dieses Fürsten schwer begreift, der seine ritterliche Thatkraft bald an Entwürfen von großartiger Besonnenheit versucht, bald an planlose und abenteuerliche Händel verschwendet. Nachdem die durch die polnischen Angelegenheiten und die krimschen Tataren herbeigeführten Verwickelungen geschildert worden sind, zeigt uns das sechste Buch das Auftreten Georg Rákóczis II in dem durch Karl Gustav eingefädelten nordischen Kriege und die niederschmetternden Unfälle, welche ihm dafür zu Theil werden. Daran schließen sich im siebenten Buche die Ereignisse des Jahres 1660, die letzten Erlebnisse des Fürsten bis zu seinem Tode, und das erste Auftreten Johannes Keménys. Das achte Buch enthält sodann die Geschichte dieses letzteren, und noch andere Ereignisse der Jahre 1661 und 1662. Das ganze Werk endigt in dem neunten Buche mit einigen Predigten über die Ereignisse der Zeit.

Die Mittheilungen Szalárdis sind von bleibendem geschichtlichem Werthe. Wir haben uns dabei lediglich mit der ganz eigenthümlichen Form der Behandlung abzufinden; denn die Vergleichung mit dem Volke Israel zieht sich durch das ganze Buch hindurch, und zu wiederholten Malen tauchen die Könige Jojachim und Zedekias auf, um in die Betrachtung hereingezogen zu werden. Die häufige Nutzanwendung der biblischen Geschichte beruhte bei Szalárdi

auf der Stärke seiner protestantischen Ueberzeugung. Sie ist indessen frei von aller Weinerlichkeit; die Auffassung der Dinge bleibt überall eine frische und kerngesunde, und läßt die Thatsachen unangetastet. Auch der Stil des Geschichtschreibers hat nicht die wünschbare Entwickelung, Springkraft und Durchsichtigkeit. Seit dem von Pázmány gegebenen, aber von seinen Zeitgenossen wenig erreichten Beispiele war die ungarische Prosa in einer steten Umwandlung begriffen, die noch lange nicht mit sich im reinen war, und fortwährend mit der Handhabung der sprachlichen Formen zu kämpfen hatte. Wenn uns bei Heltai die Eintönigkeit der unabläßig aneinandergereihten einfachen Sätze ermüdet, so ist es bei Szalárdi umgekehrt die Langathmigkeit seiner Perioden, welche den Leser wie ihn selber in Verwirrung bringt; die furchtbare Länge seiner mit eingeschobenen Zwischengliedern vollgepfropften Sätze kann auch eine eiserne Geduld ermüden. Für die qualvolle Mühe, die er uns auf diese Weise bereitet, wird man indessen fast auf jeder Seite des Buches durch andere Vorzüge entschädigt. Szalárdi hat ein richtiges Verständniß für die Bedürfnisse seiner Zeit: er weiß es, daß es Forderungen der Menschlichkeit und fortschreitender Bildung giebt, die nie und nimmer abgewiesen werden können. Wenn Istvánfi unausgesetzt die Einheit des Reiches, und was für ihn damit zusammenfällt, die ungebrochene Einheit und Herrschaft der katholischen Kirche im Auge behält, so spricht Szalárdi vor allem von Unterricht, Schule, Bildung und von der sittlichen Zucht des häuslichen Lebens, als ersten Grundlagen des öffentlichen Wohles. Er gedenkt theilnehmend, wo sich die Veranlassung dazu bietet, der gedrückten Lage des Bauernstandes; er fühlt die socialen Mängel seiner Zeit richtig heraus. Die religiöse Freiheit, welche er verficht, gestaltet sich in seinem Geiste auch überall zur bürgerlichen. Ueber irgendwelche Möglichkeit einer politischen Entwickelung der Zukunft schwebt er freilich im Dunkeln, und theilt darin nur das Schicksal der meisten seiner Zeitgenossen. Gleichwohl ist diese Unklarheit keine Hoffnungslosigkeit; denn vermöge seiner religiösen Weltansicht sieht er in den von ihm geschilderten Ereignissen eine von Gott gesendete Prüfung, die durch Duldung zur Bewährung führen soll. Alle diese anerkennenswerthen Eigenschaften Szalárdis so wenig als sein ausdrücklicher Wunsch, sein

Buch der Nachwelt überliefert zu sehen, vermochten ihn gegen lange Vergessenheit zu schützen. Haner und Wallaszky kennen ihn nicht, und erst bei Engel fand ich eine kleine Notiz über ihn[39]. Ganz in neuerer Zeit hat endlich Bar. Sigmund Kemény den Text veröffentlicht[40], und zwar nach Handschriften, wie er sagt; doch ist auch hier wie anderwärts zu bedauern, daß über diese keine nähere Rechenschaft gegeben ist. Ueberhaupt hat bei allen mir bekannt gewordenen Ausgaben ungarischer Geschichtschreiber in dieser Hinsicht nur L. v. Szalay in seiner Bearbeitung des Verancsics und anderer Schriftsteller das richtige einläßliche Verfahren beobachtet.

Seit Székely und Heltai zeigt die ungarische Geschichtschreibung eine tiefgehende Spaltung und Zerrissenheit: sie trägt darin völlig das Gepräge und den Stempel ihrer Zeit. Protestantische Lehre und Ultramontanismus, bürgerliche Freiheit und absolute Herrschaft stehen mit ihren schärfsten Spitzen auf geistigem und politischem Gebiete einander gegenüber, während das habsburgische Haus und die Pforte um die äußere Herrschaft kämpfen. Gleichwohl entwickelten sich schon jetzt die Keime einer neuen Richtung, welche anfänglich fast unbewußt, aber nach öfteren Rückschlägen mit neuer Klarheit, von Stufe zu Stufe einer ruhigen und vorurtheilslosen Auffassung die Wege öffnet, und unter vielfach erneuerten und veränderten Gesichtspunkten die historische Thätigkeit auf ein gemeinsames und umfassenderes Ziel hinlenkt. Diese Entwickelung, welche zuletzt in den Erzeugnissen der Gegenwart völlig zu Tage tritt, gedenke ich in einem zweiten Aufsatze näher darzustellen.

39) Engel sagt von dem Buche Szalárdis: „Ein im ganzen sehr lehrreiches Werk, der Herausgabe wohl werth. Beim Herrn Grafen Joh. Nep. Eszterházy sah ich dies Manuscript ein“. (J. Chr. v. Engel a. a. O. I 22.)

40) Szalárdi János siralmas magyar krónikája kilencz könyvei. Kéziratok után szerkeszté B. Kemény Zsigmond. Pest, Emich Gusztáv könyvnyomdája. 1853.